

Bastian Sick

Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod

Folge 4–6

Ein Wegweiser durch den Irrgarten
der deutschen Sprache

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016 (8000 Exemplare)

Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 4

© 2009, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

© SPIEGEL ONLINE GmbH Hamburg

Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 5

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

© SPIEGEL ONLINE GmbH Hamburg

Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 6

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

© SPIEGEL ONLINE GmbH Hamburg

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © Jürgen Fälchle – Fotolia.com

Illustrationen: Katharina M. Ratjen und Annika Trosien

Gesetzt aus der DTL Documenta und der Meta Plus

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04941-1

Liebe Leserinnen und Leser!

Nicht jeder ist des zweiten Falles mächtig, aber wenigstens doch dem dritten. Und genau deswegen – um nicht zu sagen demwegen – gehen Dativ und Genitiv nun in eine neue Runde. Zum vierten Mal. Und Sie können bei diesem spannenden Kampf wieder hautnah mit dabei sein!

Ich komme ja inzwischen recht viel herum. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich und in der Schweiz. Im vergangenen Jahr habe ich sogar eine Südamerika-Tournee gemacht. Dieses Jahr war ich zu Lesungen in Spanien und in Ägypten. Fast überall auf der Welt leben Deutsche, und fast überall auf der Welt macht man sich Gedanken darüber, wie man sich der deutschen Sprache richtig bedient. Als ich mich vor einiger Zeit auf Einladung der Deutschen Schule in Palma de Mallorca aufhielt und mich in einem Straßencafé auf meinen Vortrag vorbereitete, setzte sich ein deutsches Urlauberpaar aus Berlin zu mir an den Tisch. Die Frau zeigte sogleich großes Interesse an meinen Unterlagen: »Woran schreiben Sie denn da?«, wollte sie wissen. Ich erklärte ihr, dass ich Geschichten über die deutsche Sprache verfasse und dass ich damit auf Tournee gehe und gelegentlich sogar im Fernsehen auftrete. Da sagte der Mann anerkennend: »Ich finde es richtig, dass sich mal jemand dem Thema deutsche Sprache annimmt!« Seine Frau blickte ihn leicht entsetzt von der Seite an und berichtigte: »Des Themas deutsche Sprache!« Woraufhin er nur zustimmend nickte und erwiderte: »Ja, das auch!«

Bei einer anderen Gelegenheit wurde ich gefragt, ob ich denn tatsächlich auf jede Frage eine Antwort habe. Nein, das habe ich natürlich nicht. Manchmal kann ich mich nur

auf mein Bauchgefühl verlassen, und das ist nicht immer unbedingt auf dem neuesten Stand. Unlängst erhielt ich einen Anruf von einem Polizeioberst aus Hessen, der von mir wissen wollte, ob die Anleitung für den Umgang mit Diensthunden, an der seine Behörde zurzeit arbeite, ein Leitfaden für das Diensthundwesen sei oder für das Diensthundewesen – ob das Wort also mit einem »e« zwischen Hund und Wesen geschrieben werden müsse oder nicht. Da kamen mir zunächst andere Zusammensetzungen mit dem Wort »Hund« in den Sinn: Hundeleine, Hundefutter, Hundemarke – die werden immer mit der Hunde-Mehrzahl gebildet. Selbst die Hundesteuer ist keine Hundsteuer, obwohl die Juristen doch sonst so beharrlich jedes Fugenzeichen vor der Steuer tilgen: Einkommensteuer statt Einkommenssteuer, Grunderwerbsteuer statt Grunderwerbssteuer usw. Ich konnte keinen Grund erkennen, weshalb ein Diensthund sprachlich anders behandelt werden sollte als ein ganz gewöhnlicher Hund, daher riet ich dem Polizeioberst, die Hunde auch in dienstlichen Zusammenhängen in die Mehrzahl zu setzen und seinen Leitfaden um das Diensthundewesen zu wickeln. »Darf ich mich auf Sie berufen?«, fragte er. Das dürfe er gern, erwiderte ich und legte auf. Anderntags ging ich mit meinem Neffen in den Zoo. Als es zu klären galt, wo wir uns wiedertreffen wollten, sollten wir in der Menge getrennt werden, machte ich den Vorschlag: »Am Nilpferdbecken!« Und da durchfuhr es mich plötzlich: Ich hatte wie selbstverständlich »Nilpferdbecken« gesagt. Nicht etwa »Nilpferdebecken«, obwohl ich doch bei jeder einfachen Zusammensetzung das Pferd in die Mehrzahl setzen würde: Pferdewiese, Pferderennen, Pferdedafer, Pferdewurst. Beim Nilpferd aber habe ich mich intuitiv für die Einzahl entschieden, obwohl in dem Becken garantiert nicht nur ein einziges Nilpferd herumplantscht. Trotzdem hörte es sich nicht falsch an. Offenbar gab es eine

Regel, die es erlaubte, ein Tier bei Zusammensetzungen in der Einzahl zu lassen, und zwar wenn dem Tier (wie hier dem Pferd) ein Bestimmungswort (Nil) vorausging. Demnach musste es auch erlaubt sein, vom »Diensthundwesen« zu sprechen. Zu dumm, dass ich mir die Telefonnummer des Polizeioberrats nicht notiert hatte. So konnte ich ihn nicht mehr anrufen, um ihm von dieser Erkenntnis zu berichten. Ich konnte sie aber zu einer Kolumne verarbeiten, wie in dem Kapitel »Rindswahn und anderer Schweinekram« (ab S. 38) geschehen.

Nach dem Erscheinen meines ersten Buches wurde mir häufiger die Frage gestellt, ob ich denn glaube, mit meinen Kolumnen irgendetwas verändern zu können. Nein, habe ich dann immer geantwortet, ich bilde mir nicht ein, irgendetwas zu bewirken. Aber wenn es mir gelingt, dass sich ein paar Menschen von mir gut unterhalten fühlen, und ich sie gleichzeitig zum Nachdenken anregen kann, dann habe ich viel erreicht. Heute wird mir diese Frage nicht mehr gestellt. Denn dass sich etwas tut in unserer Gesellschaft, dass die Sensibilität für sprachliche Themen stärker ausgeprägt ist als vor zehn Jahren, daran besteht kein Zweifel mehr. Es werden zwar immer noch jede Menge Fehler gemacht (schließlich sind und bleiben wir Menschen), aber überall finden sich deutliche Anzeichen für einen Wandel – zum Teil an völlig unerwarteten Orten. So entdeckte ich in einer »Saturn«-Filiale in Leipzig ein Schild, das dem Kunden den Weg zu »CD s« und »DVD s« wies. »Endlich mal keine apostrophierten CD's und DVD's«, dachte ich erfreut. Allerdings schien mir die Lücke vor dem jeweiligen Plural-s etwas zu breit geraten. Als ich näher an das Schild herantrat, erkannte ich die feinen Umrisse zweier Apostrophe, die dort ursprünglich geklebt hatten. Irgendjemand musste sie zwischenzeitlich abgekratzt haben – vielleicht

ein Mitarbeiter, der meine Bücher gelesen hatte. Vielleicht war es auch auf Anweisung von höchster Stelle geschehen: »Liebe Mitarbeiter, alle Plural-Apostrophe sind umgehend von sämtlichen Schildern zu entfernen. Dinge wie PC's und Notebook's gibt es ab sofort nur noch bei der Konkurrenz! Wir sind doch schließlich nicht blöd!«

Ein weiteres Beispiel für die Wirkung meiner Bücher erlebte ich kürzlich beim Bäcker. Die Dame vor mir hatte gerade ein äußerst appetitlich aussehendes Brötchen mit Käse bestellt, und als ich an die Reihe kam, sagte ich hungrig: »Ich nehme dasselbe, bitte.« – »Das geht nicht«, erwiderte die Verkäuferin knapp. »Wieso denn nicht?«, fragte ich perplex. »Ich kann dasselbe Brötchen nicht zweimal verkaufen. Das müssten Sie dann schon mit der Dame aushandeln, ob die Ihnen ihr Brötchen abtritt. Ich könnte Ihnen höchstens das gleiche anbieten, aber nicht dasselbe!« – »Donnerwetter, Sie nehmen es aber genau mit der Sprache!«, sagte ich und fühlte mich auf unangenehme Weise ertappt. »Frei-lich«, erwiderte sie in einem Ton, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, »kennen Sie nicht das Buch ›Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod‹?« Ich schluckte trocken. »Nein«, log ich, »davon habe ich noch nie gehört!« Dann zahlte ich hastig, setzte meine Sonnenbrille auf und verließ das Geschäft. Als ich später meiner Freundin Sibylle von diesem peinlichen Erlebnis berichtete, rief sie begeistert aus: »Es ist so weit! Die Bevölkerung schlägt zurück!« In diesem Sinne: Ring frei für die nächste Runde! Viel Vergnügen wünscht Ihnen Ihr

Bastian Sick
Hamburg, im August 2009

A handwritten signature in black ink, appearing to be 'Bastian Sick', written in a cursive, somewhat stylized script.

Wenn der Timo mit der Leonie

An so manchen Fragen scheiden sich die Geister: Wird ein Alsterwasser mit Orangen- oder Zitronenlimonade gemacht? Isst man zum Spargel Schinken oder Ei? Und: Gehört vor einen Vornamen ein Artikel oder nicht?

Heißt es »Helmut und Karin« oder »der Helmut und die Karin«? Ist das eine besser als das andere, gibt es ein »Richtig« oder »Falsch«? Für viele ist dies eine Glaubensfrage, der sie eine ebenso große Bedeutung beimessen wie der Unterscheidung zwischen links und rechts, katholisch und evangelisch, Osis und Wessis. Ob Helmut und Karin bessere Deutsche sind als andere, ist ungewiss. Für viele steht indes fest, dass sie besseres Deutsch sind.

Manch einer erinnert sich vielleicht noch mit leichtem Erschauern an die eine oder andere studentische Diskussion mit Wortbeiträgen der folgenden Art: »Also, was die Britta da gerade angesprochen hat, das finde ich total wichtig. Auch den Einwand von der Ulla kann ich nur unterstreichen. Ich würde aber trotzdem gern noch mal auf das zurückkommen, was der Frank vorhin gesagt hat ...«

Ein ehemaliger Studienkollege namens Daniel war berühmt für seine zahlreichen, leider selten erfolgreichen Anläufe, mit einem Vertreter des weiblichen Geschlechts in Kontakt zu treten. Auf irgendeiner Wohnungseinweihungsfeier hatte Daniel eine attraktive Jurastudentin ins Auge gefasst, eilends das Wichtigste (Name: Barbara, derzeitiger Status: Single) über sie in Erfahrung gebracht, um sich alsbald mutig an sie heranzupirschen. »Hallo, ich bin der Daniel«, sagte Daniel. »Und du bist die Barbara,

stimmt's?« Die Reaktion fiel nicht ganz so euphorisch aus, wie Daniel erhofft hatte. »Ich heiße Barbara!«, stellte die Angesprochene richtig; »ob ich *die* Barbara bin, hängt davon ab, was du dir unter *der* Barbara vorstellst. Es gibt allein in dieser Stadt mehrere Hundert verschiedene Barbaras. Um sicher zu sein, dass ich *die* eine bestimmte bin, die dir vorschwebte, als du mich ansprachst, müsste ich wissen, wie du *die* Barbara definierst!« Nach dieser wortreichen Eröffnung beschloss Daniel, sich für den Rest des Abends nur noch auf weniger anspruchsvolle Gesprächspartner einzulassen. »Hallo«, hörte ich ihn später hinter mir am Büfett brummen, »ich bin der Daniel. Und du bist die Bowle, stimmt's?«

Irgendwo zwischen Nord und Süd verläuft eine unsichtbare Grenze, eine Art Äquator, der die deutsche Sprachlandschaft in zwei Hälften teilt: in eine bestimmte und in eine unbestimmte Vornamenszone. Im nördlichen Teil der Republik ist es nicht üblich, Eigennamen einen Artikel voranzustellen. Manch einer ist in dieser Frage sehr streng erzogen worden. »Bei uns hieß es früher: *Die* steht im Stall und *du* stehst daneben«, schrieb mir ein Leser. Er hatte gelernt, dass ausschließlich Tiere mit einem Artikel vor dem Namen genannt wurden: Wenn *die* Lotte und *die* Rosie Durchfall hatten, musste der Veterinär kommen, denn dann waren die Kühe krank. Demzufolge galt es als herabwürdigend, einen Menschen mit einem Artikel zu belegen. Ganz so streng wird es heute wohl nur noch in wenigen Familien gelehrt. Dennoch ist die Verwendung eines Artikels vor einem Namen im norddeutschen Sprachraum nach wie vor unüblich.

Es sei denn, man ist in einer Kita, einer Kindertagesstätte. Dort wird jedes Kind mit einem »der« oder »die« versehen.

Das macht es den Kindergärtnerinnen leichter, sich das jeweilige Geschlecht ihrer Schützlinge zu merken. Bei Vornamen wie Eike, Kim, Dominique, Marian, Kersten, Elia, Yael oder Sidney ist schließlich nicht für jeden gleich ersichtlich, ob sich dahinter ein Junge oder ein Mädchen verbirgt. Aus diesem Grund gewöhnt man es sich in der Kita gleich als Erstes an, nur von »dem Elia« und von »der Kim« zu sprechen. Den Purzeln dürfte das völlig normal erscheinen. Es ist ja schließlich auch immer von *der* Mama und *dem* Papa die Rede.

Zeitweilig waren ja Doppelnamen wieder sehr in Mode. In den neunziger Jahren erreichte die Beliebtheit ihren Höhepunkt. Ich erinnere mich an einen Kindergärtnerinnen-Ausruf, der in meinem Freundeskreis fast zu einem geflügelten Wort wurde: »Thorben-Hendrik, lass den Jasper-Quentin in Ruhe und gib der Emily-Marie ihre Barbie zurück!« (Wobei ich nicht sicher bin, ob Barbie wirklich immer noch bloß Barbie heißt. Vielleicht hat man inzwischen eine neue Puppenkollektion eingeführt mit Doppelnamen wie Barbie-Kiara und Ken-Noah.)

Neben der klaren Geschlechtszuordnung gibt es für die oben beschriebene besondere Form der Kita-Grammatik noch einen weiteren plausiblen Grund: Der Umgang mit Kindern im Vorschulalter erfordert sprachliche Klarheit und Eindeutigkeit, sonst verstehen die Kleinen nicht, was gemeint ist. Die Zuordnung von Artikeln kann helfen, grammatische Bezüge deutlich zu machen, zum Beispiel in der Frage, wer wen getreten, gehauen oder geschubst hat. Die Aussage »Mirko hat Jan getreten, nicht Justin« kann nämlich auf unterschiedliche Weise gedeutet werden. Einmal mit Jan als Treter: »Den Mirko hat der Jan getreten«, dann mit Mirko als Treter: »Der Mirko hat den



Jan getreten« – und dann noch mal jeweils mit Justin als Nicht-Treter (»nicht der Justin«) oder Nicht-Opfer: »nicht den Justin«. Je nachdem, in diesem Falle sogar: je nach dem Justin.

In Sprachgebieten, die noch stärker von Dialekten beeinflusst sind, hauptsächlich also in Mittel- und Süddeutschland, werden Vornamen grundsätzlich nur mit bestimmtem Artikel gebraucht. In Bayern und in Österreich konnten *die* Rosie und *der* Bruno schon zu allen Zeiten genauso gut zwei Menschen wie zwei Viecher sein, ohne dass irgendjemand daran Anstoß genommen hätte.

Im Zusammenhang mit der Frage, ob Vornamen einen Artikel verdienen oder nicht, drängt sich noch eine weitere auf: Sind Frauen wirklich weiblich? Das scheint nämlich längst nicht überall ganz eindeutig zu sein. Nehmen

wir nur mal Henrys Tanzpartnerin Uschi. Die ist in jungen Jahren viel herumgekommen. In Kiel und Hamburg hieß sie einfach Uschi, in Nürnberg und Regensburg rief man sie »die Uschi«, und in Köln und in Essen war sie »dat Uschi«.

Im Rheinland und angrenzenden Regionen werden Frauennamen traditionell mit dem bestimmten sächlichen Artikel (»dat«) versehen: dat Gerda, dat Uschi, dat Chantal. Dat kann man auch heute noch so hören. Frauenbewegung und Gleichberechtigung vermögen den Kölner offenbar nicht aus der Ruhe zu bringen. Beim Thema Frauen bleibt er ganz sachlich – genauer gesagt sächlich.

Meine Freundin Jana hörte es überhaupt nicht gern, wenn ihr Name in Verbindung mit einem weiblichen Artikel genannt wurde. Denn allzu leicht konnte der falsche Eindruck entstehen, sie heiße Diana. »Es heißt nicht *die* Jana, sondern einfach nur Jana«, musste sie immer wieder klarstellen. Einige nannten sie deswegen sogar schon Lady Di(e). Ich kann verstehen, dass einem das auf Dauer lästig wird. Seit ein paar Jahren lebt Jana nun im Saarland und fühlt sich dort sehr wohl. »Die reden hier zwar alle völlig unverständlich, aber immerhin sagt niemand mehr *die* Jana«, erklärte sie mir. »Für die Leute hier in Saarbrücken bin ich *es* Jana.«

Der bestimmte sächliche Artikel (Hochdeutsch »das«) ist im Saarländischen »es«, und das weibliche Pronomen »sie« ist ein »ähs«. Für jemanden, der aus Norddeutschland kommt, mag das im ersten Moment recht seltsam sein, aber Jana hat sich schnell daran gewöhnt. »Wenn ich *es* Jana bin, kann ich nicht mehr *Diana* sein – oder *Lady Die*.« Glückliche Jana! Manch einer mag einen Umzug ins Saarland als

Abstieg empfinden – für Jana war's ein Aufstieg. Ein Aufstieg in die Es-Klasse!

»Es« einen Freud, der anderen Leid: Eine Leserin, deren Name tatsächlich Diana lautet, machte mich auf eine weitere Variante der Namensverwechslung aufmerksam. Seit sie nach Bayern gezogen sei, müsse sie immer wieder mit dem Missverständnis aufräumen, ihr Name sei Anna. Denn wenn sie sich als »Diana« vorstellt, verändert das bayerische Ohr das automatisch in »die Anna«. Wie bin ich froh, dass ich nicht Derrick heiße!

Weiteres zu regionalen Besonderheiten:

- »Was vom Apfel übrig blieb« (»Dativ«-Band 2)
- »Von Knäppchen, Knäuschen und Knörzchen« (»Dativ«-Band 3)
- »Der Butter, die Huhn, das Teller« (»Dativ«-Band 3)
- »Wo holen seliger denn nehmen ist« (in diesem Buch auf S. 115)
- »Ich hab noch einen Koffer in Berlin zu stehen«
(in diesem Buch auf S. 138)
- »So schnackt der Norden« (in diesem Buch auf S. 185)
- »Kesse Wecken, dufte Schrippen« (in diesem Buch auf S. 229)
- »Ziehen Sie die Brille aus!« (in diesem Buch auf S. 318)
- »Von Viertel nach acht bis viertel neun« (in diesem Buch auf S. 605)

Willkommen in der Marzipanstadt

So wie Menschen sich gern mit Titeln schmücken, so tragen auch immer mehr Städte einen Namenszusatz: Messestadt, Universitätsstadt, Festspielstadt. Zur Not tut es auch ein Dom, ein Kaiser oder eine römische Ruine.

Gelegentlich kommt es vor, dass zwei kleinere Ortschaften zu einer größeren vereint werden. Dabei entstehen dann kuriose Doppelnamen wie Hellenhahn-Schellenberg, Billigheim-Ingenheim, Orsingen-Nenzingen oder Peterswald-Löffelscheid.

So etwas geschah auch mit dem schönen Städtchen Wittenberg. Es wurde irgendwann mit einem Ort namens Lutherstadt vereint, und seitdem gibt es den Namen Wittenberg nicht mehr allein. Seitdem ist nur noch von »Lutherstadt Wittenberg« die Rede. Auf allen Ortsschildern, auf den Tafeln im Bahnhof, auf Ansichtskarten und auch im Internet, überall kann man es so lesen. Wie ich zu meiner Schande gestehen muss, kannte ich bislang nur Wittenberg. Von einem Ort namens Lutherstadt hatte ich zuvor nie gehört. Aber man lernt bekanntlich nie aus.

Wenn Sie jetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und rufen: »Das darf ja wohl nicht wahr sein, der will mich wohl veräppeln – Lutherstadt ist doch nur ein Beiname für eine Stadt, in welcher der Reformator Martin Luther gewirkt hat!«, dann seien Sie beruhigt – das ist mir schon klar. Aber vielen anderen, gerade jüngeren Menschen ist dies nicht klar – denn bei der Hartnäckigkeit, mit der von »Lutherstadt Wittenberg« gesprochen und dabei der Artikel weggelassen wird, bleiben Missverständnisse

nicht aus. Selbst der Zugführer im ICE spricht es wie einen Doppelnamen aus: »In wenigen Minuten erreichen wir Lutherstadt Wittenberg.« Wenn er sagte »In wenigen Minuten erreichen wir *die* Lutherstadt Wittenberg«, dann wäre die Sache klar. Doch so klingt es irritierend. Ich komme ja auch nicht »aus Hansestadt Hamburg«, sondern allenfalls aus *der* Hansestadt Hamburg. Aber meistens genügt mir ein schlichtes »Ich komme aus Hamburg«. Wittenberg ist übrigens nicht die einzige Stadt, die sich mit dem Namen des Reformators Martin Luther schmückt, auch Eisleben nennt sich Lutherstadt. Dem »Bund der Lutherstädte« gehören insgesamt sogar nicht weniger als 15 Städte an.

Natürlich ist nichts dagegen einzuwenden, wenn sich eine Stadt ihrer Geschichte und ihrer berühmten Söhne und Töchter besinnt und diese stolz nach außen kehrt. Bedenklich wird es nur, wenn der Name der Stadt hinter dem Beinamen verblasst.

Zwischen 1953 und 1990 hieß die sächsische Stadt Chemnitz Karl-Marx-Stadt. Nicht etwa »Karl-Marx-Stadt Chemnitz«, so wie »Lutherstadt Wittenberg«, sondern nur Karl-Marx-Stadt. Der Name »Chemnitz« war abgeschafft worden. Während der Wende beschlossen die Chemnitzer dann, ihre Stadt wieder umzubenennen. Sie hatten ohnehin nie »Karl-Marx-Stadt« gesagt, sondern eher etwas in der Art wie »Gorl-Morks-Stott«. Der Name Karl Marx war also wieder frei. Eigentlich hätte sich daraufhin seine Geburtsstadt Trier den Beinamen »Karl-Marx-Stadt« zulegen können, aber die nennt sich lieber Römerstadt oder Kaiserstadt. Kaiserstädte gibt es allerdings mehrere, Domstädte erst recht, und die Zahl der Messestädte und Universitätsstädte ist kaum noch zu überblicken. Auch Rosenstädte, Gartenstädte, Bierstädte und Weinstädte gibt es zuhauf,



und selbst Filmstädte und Chemiestädte finden sich mehrfach auf der deutschen Landkarte.

Glücklich, wer da mit einem Prädikat werben kann, das einzigartig ist. So wie die »Leineweberstadt Bielefeld« oder die »Rattenfängerstadt Hameln«. Auf einer meiner Lesereisen durchs wilde Westfalen hielt der Zug in einem Ort namens Bünde, der sich, wie ich dem Hinweisschild auf dem Bahnsteig entnehmen konnte, »Zigarrenstadt« nennt. So erfährt der Reisende, dass dieser Ort weit mehr ist als nur ein »Mittelzentrum«, das »Versorgungsfunktionen für einen überörtlichen Raum« erfüllt, wie es im Landesentwicklungsplan Nordrhein-Westfalens über Bünde heißt.

Wer nicht mit einem berühmten Dichter oder Komponisten aufwarten kann, bedient sich halt bei den Bösewichten und Schelmen, so wie die »Störtebekerstadt Ralswiek« und die »Eulenspiegelstadt Mölln«.

Berlin ist nicht nur die bevölkerungsreichste Stadt Deutschlands, sondern mit mehr als 100.000 registrierten Haushunden auch die Stadt mit dem größten Hundebestand. Darauf scheint man aber nicht besonders stolz zu sein, jedenfalls sind Hinweise auf die »Hundestadt Berlin« nur spärlich gesät. Die schöne Stadt Bonn, ehemals bekannt als **B**undeshauptstadt **o**hne **n**ennenswertes **N**achtleben, darf sich seit dem Umzug der Bundesregierung immerhin noch »Bundesstadt« nennen. Und seit vor wenigen Jahren die Vereinten Nationen in Bonn ansässig geworden sind, ist Bonn auch UN-Stadt. Man muss beim Schreiben nur darauf achten, dass die automatische Rechtschreibkorrektur den zweiten Großbuchstaben nicht in einen kleinen verwandelt, denn dann gerät Bonn zur Un-Stadt.

Einigen Städten scheint ein einzelner Zusatz längst nicht mehr zu reichen. Bayreuth mag sich nicht damit begnügen, nur mit Richard Wagner assoziiert zu werden. Die Stadt nennt sich »Festspiel- und Universitätsstadt«. Obwohl es fairerweise »Festspiel- oder Universitätsstadt« heißen müsste, denn die Chancen, an Festspielkarten zu gelangen, stehen für Studenten ziemlich schlecht.

Namenszusätze machen eine Stadt aber nicht unbedingt bedeutender, in der Fülle lassen sie sogar auf eine Profilneurose schließen. Ein schlichtes »Willkommen in Gießen« oder »Willkommen in Tübingen« lässt dem Besucher noch ein paar Illusionen, es regt seine Fantasie an und macht ihn womöglich neugierig, diese Stadt zu entdecken, die sich so

selbstbewusst und unpräventiös präsentiert. Wenn er aber mit den Worten »Willkommen in der Messe- und Universitätsstadt« empfangen wird, hat er bereits am Bahnhof die Gewissheit, in der Provinz angekommen zu sein.

Der Trend zur Namensverlängerung ist allerdings kaum noch aufzuhalten. Vielleicht werde ich in nicht allzu ferner Zukunft am Bahnhof meiner Geburtsstadt Lübeck von einer Lautsprecherstimme mit den Worten begrüßt: »Willkommen in der Hanse-, Mann- und Marzipanstadt Lübeck!« Dann kann ich eigentlich gleich sitzen bleiben und durchfahren bis zur »Förde-, Landeshaupt- und Universitätsstadt Kiel«.

Eine Auswahl deutscher Städte mit bemerkenswerten Beinamen (offiziellen und inoffiziellen)	
Altenburg (Thüringen)	Skatstadt
Bad Säckingen (Baden-Württemberg)	Trompeterstadt
Bautzen (Sachsen)	Senfstadt
Beckum (NRW)	Zementstadt
Beelitz (Brandenburg)	Spargelstadt
Bielefeld (NRW)	Leineweberstadt
Bonn (NRW)	Bundesstadt, UN-Stadt
Bremen	Stadtmusikantenstadt
Bünde (NRW)	Zigarrenstadt
Döbeln (Sachsen)	Stiefelstadt
Essen (NRW)	Einkaufsstadt
Geldern (NRW)	Landlebenstadt
Gifhorn (Niedersachsen)	Zickenstadt
Glashütte (Sachsen)	Uhrenstadt
Grevenbroich (NRW)	Bundeshauptstadt der Energie

Eine Auswahl deutscher Städte mit bemerkenswerten Beinamen (offiziellen und inoffiziellen)	
Hameln (Niedersachsen)	Rattenfängerstadt
Hohenmölsen (Sachsen-Anhalt)	Schwurhandstadt
Karlsruhe (Baden-Württemberg)	Fächerstadt
Kassel (Hessen)	documenta-Stadt
Kiel (Schleswig-Holstein)	Förderstadt, Handballhauptstadt
Lage (NRW)	Zieglerstadt, Zuckerstadt
Leipzig (Sachsen)	Buchstadt
Lüneburg (Niedersachsen)	Salzstadt
Mannheim (Baden-Württemberg)	Quadratstadt
Markgröningen (Baden-Württemberg)	Schäferlaufstadt
Meckenheim (NRW)	Apfelstadt
Mölln (Schleswig-Holstein)	Eulenspiegelstadt
Neubrandenburg (Mecklenburg-Vorpommern)	Vier-Tore-Stadt
Nürnberg (Bayern)	Meistersingerstadt, Lebkuchenstadt
Osnabrück (Niedersachsen)	Friedensstadt
Passau (Niederbayern)	Dreiflüssestadt
Pforzheim (Baden-Württemberg)	Goldstadt
Solingen (Nordrhein-Westfalen)	Klingenstadt
Ströbeck (Sachsen-Anhalt)	Schachdorf
Waltershausen (Thüringen)	Puppenstadt
Witzenhausen (Hessen)	Kirschenstadt
Woldegk (Mecklenburg-Vorpommern)	Windmühlenstadt
Wuppertal (NRW)	Schwebebahnstadt

Heute schon gegronsen?

Das Perfekt hat seine Prinzipien. Genauer gesagt: seine Partizipien. Doch die sind alles andere als eindeutig. Warum sind sagenumwobene Schätze nicht einfach sagenumwebt? Warum hat die Erde gebebt und nicht geboben? Was wäre, wenn alle Verben unregelmäßig wären?

Beim Umgang mit unregelmäßigen Verben geraten wir Deutschen regelmäßig ins Schleudern. Ich selbst kann mich da nicht ausnehmen. Anlässlich des rustikalen Tollwood-Festivals in München habe ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Kuh gemolken. Das war neu und aufregend für mich – und offenbar auch verwirrend, denn in einem anschließenden Interview verstieg ich mich zu der Behauptung, ich hätte die Kuh »gemelkt«. Zum Glück hat die Zeitung das nicht gedruckt.

Die Unterscheidung zwischen regelmäßigen und unregelmäßigen Verben macht einem das Erlernen der deutschen Sprache nicht gerade leichter. Die regelmäßigen zeichnen sich dadurch aus, dass sie ihren Hauptklang in allen Zeitformen behalten: ich lache, ich lachte, ich habe gelacht – immer ein »a«. Er siegt, er siegte, er hat gesiegt – immer ein »ie«. Sie kreischt vor Vergnügen, sie kreischte vor Vergnügen, sie hat vor Vergnügen ... ja, meine Freundin Sibylle hätte jetzt »vor Vergnügen gekrischen«, aber erstens ist Sibylle in sprachlicher Hinsicht eine Ausnahmeerscheinung, und zweitens ist kreischen ein regelmäßiges Verb. Das Ei von »kreischen« bleibt auch im Perfekt ein Ei.

Die unregelmäßigen Verben dagegen verändern ihren Klang. So wie bei »denken« zum Beispiel: Ich denke, ich

dachte, ich habe ... ja, das hab ich mir natürlich gleich gedacht, dass die Schwaben an dieser Stelle »I han mir denkt« murmeln.

Eine Leserin wollte von mir wissen, warum sie denn immer so komisch angeguckt würde, wenn sie sagt, sie habe beim Abbiegen »geblunken«. Ob das womöglich nicht richtig sei. Also, um eines klarzustellen: Selbstverständlich ist es richtig, beim Abbiegen zu blinken. Man sollte den Blinker sogar schon betätigen, bevor man abbiegt, um seine Absicht anzuzeigen. Mit einem nachträglichen Blinken ist niemandem gedient, daher ist die Frage, wie »blinken« im Perfekt heißt, eigentlich zweitrangig.



Wer beim Abbiegen allerdings weder geblinkt noch geblunken hat, darf sich auch nicht wundern, wenn er von einem anderen Fahrzeug gestriffen wird.

Es gibt Verben, bei denen ist man sich nie wirklich sicher. Wie lautet das Perfekt von »niesen«? Geniest, genießt, geniesen – oder gar genossen? Manch einer mag das Niesen genießen, der kann von sich behaupten, er habe es genossen, geniest zu haben. Und in Ostdeutschland konnte man noch bis 1989 die Frage hören: »Wer von euch hat geniest, Genossen?«

Werden elektronische Informationen versendet oder versandt? Im Zweifelsfall ist beides möglich. Ich habe oft das Gefühl, dass vieles von dem, was tagtäglich so versendet wird, am Ende irgendwo versendet. Für manch einen hat die Sonne nicht geschienen, sondern gescheint. Schließlich hat der Himmel ja auch nicht gewienen, sondern geweint. Warum muss es überhaupt zwei Arten von Verben geben? Wäre es nicht viel leichter, wenn alle regelmäßig wären? Ich breche, ich brechte, ich habe gebrecht – das wäre doch viel leichter zu lernen und zu behalten! Dann würde im Deutschen nicht mehr so viel »radegebrochen«.

Allerdings wäre es auch langweiliger. Viel interessanter wäre es doch, wenn alle Verben gleichermaßen unregelmäßig wären!

Noch aus seligen Schulzeiten kenne ich die Frage: »Selbst gekauft oder geschonken gekrochen?« Man machte sich einen Spaß daraus, Partizipien zu vertauschen und neue Ableitungen zu bilden. Gekrochen ist ja richtig, das kommt von »kriechen«, man kriecht etwas zum Geburtstag – aber »schenken, schank, geschonken« – das ist doch um einiges klangvoller als »schenken, schenkte, geschenkt«. Wenn man sich an diesen Gedanken erst einmal gewöhnen hat, dann kann man viel Spaß mit den Verben haben!

Der Löwe brüllt, die Löwin broll, das ganze Rudel hat gebrollen.

Der Lehrer grinst, die Schüler gransen, die ganze Klasse hat gegrosen.

Das klingt doch total verschärft – um nicht zu sagen verschorfen!

Ein Charakter mit Ecken und Kanten, der im Präsens aneckt, der ak in der Vergangenheit an und ist im Perfekt angeockt. Und der Kerl, der sich völlig verausgabt hatte, der war am Ende total abgeschloffen.

Stellen Sie sich vor, Sie verabreden sich mit einer attraktiven Frau, Sie haben womöglich Karten für ein Konzert oder fürs Theater, und da steht die Schöne vor Ihnen, und Sie sagen: »Toll siehst du aus!«, und sie erwidert: »Das will ich auch hoffen, ich hab mich schließlich stundenlang aufgebrolzen!« Brezeln, bralz, gebrolzen – darin steckt doch geradezu Musik!

Selbst das Furzen wird zu einem musikalischen Forzato, wenn man es unregelmäßig konjugiert: Er furzt, er forz, er hat geforzen. Darauf können Sie einen lassen!

Irgendwann sind die Rosen dann verwolken, der letzte Hotelgast ist abgerissen, und unsere Träume sind geplotzen.

Und wenn Sie sich jetzt fragen: Was hat der Autor mit dieser Geschichte überhaupt bezwacken, dann haben Sie gut zugehoren und das Prinzip verstanden. Für Ihre Aufmerksamkeit sei Ihnen von Herzen gedonken!

Weiteres zu regelmäßigen und unregelmäßigen Verbformen:

- »**Cäsars Kampf gegen die starken Verbier**« (»Dativ«-Band 1)
- »**erschreckt/erschrocken**« (»Zwiebelfisch-Abc« im »Dativ«-Band 1)
- »**gewinkt/gewunken**« (»Zwiebelfisch-Abc« im »Dativ«-Band 1)
- »**Die Sauna ist angeschalten!**« (»Dativ«-Band 2)
- »**Als die Flamme verlöschte**« (in diesem Buch auf S. 112)
- »**Die geschleifte Sprache**« (in diesem Buch auf S. 260)

Der mit dem Maul wirft

Sind Windhunde schnell wie der Wind? Reifen Schattenmorellen am besten im Schatten? Wurden am Rosenmontag einst Rosen unters Volk geworfen? Die Antwort lautet in allen Fällen: nein! Denn keines der Wörter hat mit dem zu tun, wonach es aussieht.

Ich war gerade sieben Jahre alt, als ich zum ersten Mal von einer äußerst mysteriösen Krankheit hörte, die offenbar sehr gefährlich war. Ich kannte bis dahin nur Windpocken, Masern und Scharlach – nichts, was sich nicht mit Bett-ruhe, Gummibären und Comicheften kurieren ließ. Aber nun war ein Mitschüler an Hepatitis erkrankt. Die Schulleitung war sehr besorgt, und aus Angst vor einer Ansteckung wurden wir alle nach Hause geschickt. Hepatitis sagte damals allerdings nur der Arzt, die Leute bei uns im Dorf sprachen von Gelbsucht.

Ich verstand etwas anderes, »Gelbsucht« ergab für mich nämlich keinen Sinn, denn wie sollte man nach einer Farbe süchtig werden können? Meiner Mutter erklärte ich, dass ein Kind in meiner Klasse die Geldsucht bekommen habe. Ich machte mir viele Gedanken deswegen. Konnte man an Geldsucht sterben? Oder darüber den Verstand verlieren? Hatte ich mich womöglich schon angesteckt? Immerhin hatte ich in letzter Zeit doch häufiger daran gedacht, meinen Vater um eine Taschengelderhöhung zu bitten! Eine große Angst erfasste mich. Ich nahm mein Sparschwein, gab es meiner Mutter und bat sie, es bis auf Weiteres vor mir zu verstecken. Als ich schließlich erfuhr, dass die Krankheit gar nichts mit Geld zu tun hat, war ich sehr erleichtert.

Derlei Missverständnisse kennt wohl ein jeder von uns. Meine Freundin Sibylle glaubte als Kind an Knecht Huprecht, an Renttiere und an Eisbärsalat. »Wat man nich' selber weiß, dat muss man sich erklären«, wusste der großartige Jürgen von Manger zu singen, und so haben sich die Menschen immer schon ihren eigenen Reim auf Dinge gemacht, die sie nicht verstanden.

Das ist ein ganz natürlicher Vorgang, dem unsere Wörterbücher einige schöne, klangvolle Einträge zu verdanken haben. Im Laufe der Sprachgeschichte ist so manche Wortbedeutung in Vergessenheit geraten, und wann immer man sich unter einem bestimmten Wort nichts mehr vorstellen konnte, hat man stattdessen ein anderes gewählt, das ähnlich klang. Nicht selten erfuhr das Wort dadurch eine neue Deutung, die mit dem ursprünglichen Sinn nicht viel zu tun haben musste. So entstanden Wörter wie Affenschande, Windhund und Rosenmontag.

Letzterer hat seinen Namen nämlich nicht etwa von Rosen, sondern vom Rasen. »Rasender Montag« sagte man einst, weil das feierlustige Volk schon zu früheren Zeiten am Rosenmontag außer Rand und Band geriet. Der Windhund mag vielen zwar »schnell wie der Wind« erscheinen, doch verdankt er seinen Namen dem slawischen Volk der Wenden: Windhund bedeutet »wendischer Hund«. Und auch die Affenschande ist nicht das, wonach sie aussieht, jedenfalls hat sie nichts mit Affen zu tun. Der niederdeutsche Ausdruck »aapen schann« bedeutete nichts anderes als »offene (öffentliche) Schande«.

Um herauszufinden, was der Name »Maulwurf« ursprünglich bedeutete, muss man ziemlich tief graben. Im frühen Mittelalter hieß der Maulwurf noch »muwerf«, das bedeu-



tete »Haufenwerfer«. Der erste Teil des Wortes ging auf das angelsächsische Wort *muga* oder *muha* für »Haufen« zurück. Ein paar Jahrhunderte später war aus dem »muwerf« ein »moltwerf« geworden; denn »molt« war im Mittelhochdeutschen das Wort für Erde und Staub. Dieses wurde über »mult« zu »mul«, bis es schließlich gar nicht mehr verwendet wurde, sodass man sich die Bedeutung des Wortes »mulwurf« nicht mehr erklären konnte und »mul« durch das ähnlich klingende »Maul« ersetzte. Und so wurde aus dem Erdwerfer schließlich der, der mit dem Maul wirft.

In der Sprachwissenschaft werden solche Neudeutungen von Wörtern »Volksetymologie« genannt. Anders ausgedrückt: Wir basteln uns eine neue Herkunftserklärung und passen, wenn nötig, die Schreibweise des Wortes ein wenig an. So etwas geschah vor allem bei der Übernahme von Fremdwörtern. So machten die Deutschen aus dem indianischen Wort *hamáka* die Hängematte. Und jene aus Frankreich stammende Sauerkirsche, nach ihrem Herkunftsort »Château de Moreille« genannt, wurde im Deutschen zur Schattenmorelle. Die Annahme, diese Kirschart geheiße besonders im Schatten, trifft folglich nicht zu.

Ein weiteres schönes Beispiel ist der Tolpatsch. Er geht zurück auf das ungarische Wort *talpas*, eine scherzhafte Bezeichnung für einen Fußsoldaten, abgeleitet vom ungarischen Wort *talp* für »Fußsohle«. Für die Österreicher, die den Begriff von den Ungarn übernahmen, war ein Tolpatsch daher zunächst ein Soldat, der eine unverständliche Sprache sprach. Später wurde diese Bedeutung zu einem ungeschickten Menschen erweitert. Im Zuge der Rechtschreibreform erfuhr der ungarische Tolpatsch dann eine weitere Anpassung ans Deutsche, denn nunmehr schreibt man ihn – in Anlehnung an Wörter wie Tollhaus und Tollwut – mit Doppel-l: Tollpatsch.

Andere Völker machten es übrigens genauso. Der englische Notruf »Mayday« ist eine volksetymologische Ableitung des französischen »(Venez) m'aider«, auf Deutsch »Helft mir!« oder »Rettet mich!«. Auch das Wort Tennis ist eine klangliche Übernahme aus dem Französischen. Es kommt von dem Ausruf »Tenez!« (»Da!«, »Sehen Sie!«), mit dem die Spieler ihren Aufschlag ankündigten. Ursprünglich wurde Tennis nicht mit Schlägern, sondern mit bloßen Händen gespielt. Der alte französische Name des Spieles lautet »Jeu de Paume«, wörtlich übersetzt: Handflächenspiel.

Das kuriose Wort »Fisimatenten« wird gern als Übernahme aus dem Französischen erklärt. Es soll sich um die Verballhornung von »Visitez ma tente« handeln, einer Einladung, mit der die napoleonischen Besatzungssoldaten angeblich deutsche Frauen in ihr Zelt zu locken versuchten. Doch eine andere Erklärung gilt als wahrscheinlicher, derzufolge hinter den Fisimatenten keine französische Masche steckt, sondern eine amtliche Bescheinigung: *visae patentes* war der lateinische Ausdruck für Offizierspatente. So gab es bereits im 16. Jahrhundert, lange vor der napoleonischen Zeit, das eingedeutschte Wort »visepatentes«, das zum Inbegriff für lästige Umstände wurde, zumal das Ausstellen eines Offizierspatentes viel Zeit in Anspruch nahm. Daneben existierte auch noch das mittelhochdeutsche Wort *visamente*, das »Verzierung« und »Ornament« bedeutete und in der Wappenkunde eine wichtige Rolle spielte. Man nimmt an, dass es irgendwann zu einer unfachgemäßen Kreuzung dieser beiden Fachbegriffe kam und dass aus *visepatentes* und *Visamenten* schließlich *Fisimatenten* wurden. Mit »fies« im Sinne von »scheußlich« und »gemein« haben *Fisimatenten* eigentlich nichts zu tun, doch aufgrund des ähnlichen Klangs wurde viel Fieses hineininterpretiert, sodass bisweilen auch von »fiesen Matenten« die Rede ist.

Klangliche Angleichungen und damit verbundene Umdeutungen von Wörtern hat es früher oft gegeben, es gibt sie aber auch noch heute. Ein berühmtes Beispiel aus der jüngeren Zeit ist der Ballermann. Dabei handelt es sich um eine Verball(ermann)hornung des spanischen Wortes »balneario«. Wer jemals in S'Arenal auf Mallorca gewesen ist, der wird kaum glauben können, was das Wort »balneario« eigentlich bedeutet: Badeort, Kurbad. Im Spanischen versteht man darunter einen Ort der Ruhe und der Erholung. Ay caramba!

Rindswahn und anderer Schweinekram

Ob wir sie nun lieber gebraten oder gekocht mögen: Unser Verhältnis zu Kühen und Schweinen ist kompliziert. Auch in grammatischer Hinsicht. Was ist korrekt: Schweinshaxe oder Schweinehaxe, Rindsbraten oder Rinderbraten? Werfen wir einen Blick in das große Kochbuch der deutschen Sprache.

Ein paar Jahre lang war ich mal Vegetarier, aber am Ende hat die Fleischeslust doch gesiegt. Tut mir leid, Schweinchen Babe! Eines hat sich allerdings nicht geändert: Das Thema Fleisch bringt mich immer wieder in Erklärungsnot. Früher war es der ethische Aspekt, heute ist es der grammatische. Denn unsere Sprache gibt sich recht konfus, wenn es um Fleisch geht. Genauer gesagt: um die Zusammensetzungen aus fleischlichen Wörtern.

Nimmt man sich nur mal das Schwein vor, so stößt man alsbald auf eine einzige sprachliche Sauerei: Es gibt Schweinebauch und Schweinebraten mit einem »e« in der Mitte, aber Schweinsohren und Schweinsleder mit einem »s«. Wer es eilig hat, der erledigt Dinge im Schweinsgalopp. Und wer eine Ferkellei anrichtet, der macht nicht etwa Schweinekram oder Schweinskram, sondern einfach Schweinkram.

»Musst du Fleisch vom Schwein gar nicht essen«, sagt mein türkischer Nachbar, »dann hast du auch diese Probleme nicht!« Dieser sicherlich gut gemeinte Rat hilft aber nicht weiter, denn beim Rind sieht es nicht besser aus. Da gibt es Zusammensetzungen mit »er«, dann gibt es welche mit »s« und schließlich solche ohne alles: Rinderroulade, Rindsbraten und Rindvieh.

Mal wird die Zusammensetzung also von der Einzahl »Rind« gebildet, mal von der Mehrzahl »Rinder«. Das kann daran liegen, dass mit dem Wort »Rind« sowohl ein einzelnes Tier als auch die ganze Art gemeint sein kann. Auf jeden Fall lässt sich ein regionaler Unterschied feststellen: Im norddeutschen Sprachraum sind Zusammensetzungen mit »Rinder« üblich (Rinderbraten, Rinderbrühe, Rinderfilet), im süddeutschen Sprachraum sowie in Österreich und in der Schweiz Zusammensetzungen mit »Rinds«: Rindsbraten, Rindsbrühe, Rindsfilet. Das kann man sich noch irgendwie merken.

Dies gilt aber nur, wenn es sich um Fleischerzeugnisse handelt. Denn die Rinderherde und die Rinderauktion sind auch für den Bayern keine Rindsherde und keine Rindsauktion. Umgekehrt gibt es dafür kein »Rinderleder«, auch wenn Google mehr als 28.000 Treffer für »Rinderleder« ausspuckt. Der Duden führt nur die Formen »Rindsleder« und »Rindleder«.

Und die Erklärung mit der nord- und süddeutschen Behandlung von Fleischerzeugnissen scheidet ausgerechnet am Wort »Rindfleisch« selbst; denn so wenig, wie man im Norden »Rinderfleisch« sagt, so wenig sagt man im Süden »Rindsfleisch«. Die Suche nach einer befriedigenden Antwort auf diese Ungereimtheiten endet zwangsläufig im Rinderwahn. Mein Freund Henry erteilte mir unlängst den Rat: »Zerkau nicht die Wörter, sondern das Fleisch!«

Beim Kalb wird's etwas übersichtlicher: Die meisten Zusammensetzungen haben ein Fugen-s: Kalbsbrust, Kalbsleber, Kalbsschnitzel, Kalbsragout. Nur bei wenigen Ausnahmen kann das »s« fehlen: Kalbsfell und Kalbsleder gibt es auch als Kalbfell und Kalbleder.

Beim Kalbfleisch indes wird laut Duden grundsätzlich auf das Fugen-s verzichtet (woran sich aber viele Kochrezepte nicht halten). Wenn es um das Tier und nicht nur um Tierprodukte geht, dann wird der Plural verwendet: Kälberaufzucht, Kälberfutter, Kälberstall. Und wie steht's mit dem Mist im Kälberstall? Ist der nicht auch ein Tierprodukt? Demnach müsste er Kalbsmist heißen und nicht Kälbermist.

Kommt der Wolf eigentlich im Schafspelz daher oder nur im Schafpelz? Beides ist möglich, sonst wäre es ja auch zu leicht! Das Schaf gilt als so dumm, dass es im Grunde völlig egal ist, ob es bei Zusammensetzungen ein Fugen-s erhält oder nicht: Schafsmilch ist genauso gut wie Schafmilch, Schafskäse genauso recht wie Schafkäse. Die meisten Wollpullover sind aus Schafwolle, aber es gibt auch welche aus Schafswolle. Bei den Schafprodukten herrscht Beliebigkeit, und die Frage, ob es »Schaffleisch« oder »Schafsfleisch« heißt, stellt sich gar nicht erst, da auf allen Speisekarten immer nur Hammelfleisch oder Lammfleisch angeboten wird. Ist das Schaf indes als lebendes Tier gemeint, so kommt es ohne Fugen-s aus: Schafbock, Schafweide, Schafzucht.

Noch unerhörter verhalten sich die geflügelten Wörter: Man nehme ein einzelnes Suppenhuhn und verarbeite es zu einer schmackhaften Suppe. Was kommt dabei heraus – Huhnsuppe? Keinesfalls! Hühnersuppe heißt das Resultat! Auf wundersame Weise wurde hier das Huhn vermehrt. Wer Gänsebraten bestellt, darf trotz allem nur mit dem Braten von *einer* Gans rechnen. Eigentlich müsste man es daher Gansbraten nennen. Aber beim Geflügel zählt offenbar in erster Linie die Quantität. Wer hält sich auch schon ein einzelnes Huhn oder eine einzelne Gans?

So kann selbst die eigenbrötlerischste Gans immer nur kollektiv Gänseeier legen, niemals ein Gansei. Anders der Schwan: Der legt keine Schwäneier, sondern Schwaneneier. Aber den Schwan und seine Eier essen wir ja auch nicht. Jedenfalls nicht mehr. (In früheren Zeiten galt Schwanenbraten als Delikatesse.)

Ein jeder hat schon mal eine Hühnerbrust gesehen, aber bestimmt keine Perlhühnerbrust. Wenn das Geflügel mit einem Vorsatz versehen wurde, wird es plötzlich wieder singularisiert: Wildgansbraten, Zwerghuhnei, Grauganskücken, Perlhuhnbrust. Dies gilt wiederum nicht für Geflügel, das mit einem »e« endet, so wie die Ente, die Pute und die Taube. Die Stockentenbrust ziert genauso ein »n« wie die gewöhnliche Entenbrust. Spätestens an dieser Stelle dürfte mancher Ausländer beschließen, den Deutschkurs abzubrechen und doch lieber eine leichtere Sprache zu lernen. Ich könnte es ihm nicht verübeln!

Bei Kalbfleisch und Rindfleisch wird auf das Fugenzeichen verzichtet. Beim Schweinefleisch aber nicht, das gibt es nur als Schweinefleisch. Und Huhnfleisch und Gansfleisch gibt es schon gar nicht, es sei denn, man setzt noch etwas davor. Das finden Sie unlogisch? Ich auch. In dieser Angelegenheit ist unsere Grammatik der reinste Schweinestall. Oder Schweinsstall? Nun ja, ein Saustall eben.

Weiteres zu Wortzusammensetzungen:

- »Bratskartoffeln und Spiegelsei« (»Dativ«-Band 1)
- »Adventslichter in der Adventzeit« (»Dativ«-Band 2)
- »Als ich noch der Klasse Sprecher war« (»Dativ«-Band 3)
- »Grüner Eintopf mit Bohnen« (in diesem Buch auf S. 51)
- »Äpfelmus, Kartoffelsalat und Nüsetorte« (in diesem Buch auf S. 557)

Die weibliche Mut

Mut ist von alters her eine männliche Eigenschaft. Darum heißt es der Edelmut, der Freimut, der Hochmut. Klare Sache. Doch was ist mit Wörtern wie Anmut, Demut und Schwermut? Die sind weiblich! Sollte der Mut am Ende weniger männlich sein als gedacht?

Beim Erlernen einer Fremdsprache ist man überaus dankbar, wenn man anhand bestimmter Endungen das Geschlecht eines Wortes erkennen kann. Im Italienischen zum Beispiel gilt die Regel, dass Wörter, die auf -o enden, fast immer männlich sind: il vino, il cappuccino, il palazzo. Wörter auf -a hingegen sind – bis auf wenige Ausnahmen – weiblich: la gondola, la signora, la pizza.

Auch im Deutschen gibt es Endungen, die auf das Geschlecht eines Hauptwortes hindeuten. Wörter, die auf -ung enden, sind ausnahmslos weiblich: die Ahnung, die Berührung, die Zeitung. (Und wer jetzt einwenden will, das Wort »Kuhdung« sei aber männlich, der läuft Gefahr, auszurutschen und in selbigem zu landen.)

Bei einigen Endungen ist die Zuordnung des Geschlechts jedoch alles andere als eindeutig. Wörter auf -tum sind mehrheitlich sächlich: das Brauchtum, das Königtum, das Wachstum. Das gilt aber nicht für das Wort »Reichtum«. Das Anhäufen von Reichtümern hatte offenbar schon immer etwas Männliches. Wer dahinter einen sprachlichen Chauvinismus vermutet, der sei getröstet: Auch der »Irrtum« ist männlich!

Einen schwankenden Gebrauch des Geschlechts kann man auch bei Wörtern mit der Endung -nis beobachten: Die

meisten von ihnen sind sächlich, so auch das Ereignis und das Ergebnis; doch die Erlaubnis und die Erkenntnis sind weiblich. Nicht einmal bei einer so selten auftretenden Endung wie -sal gibt es eine hundertprozentige Verlässlichkeit: Schicksal und Labsal sind sächlich, Mühsal und Trübsal sind weiblich.

Ein besonderes Interesse wecken Wörter, die auf -mut enden. Immer wieder wollen Leser von mir wissen, warum der Übermut und der Edelmut männlich seien, die Wehmut und die Schwermut aber weiblich. »Mut« sei doch ein männliches Wort, warum sind dann nicht auch alle Zusammensetzungen männlich? Die Frage ist berechtigt – und nicht ganz leicht zu beantworten. Das Geschlecht hängt nämlich von der Qualität der jeweiligen Eigenschaft ab. Wobei die Grammatik hier nicht zwischen guten (z.B. Edelmut, Freimut, Sanftmut) und schlechten (z.B. Missmut, Wankelmut, Unmut) Gemütszuständen unterscheidet, sondern zwischen lauten und leisen. Genauer gesagt zwischen nach innen gekehrten und nach außen gekehrten.

»Extrovertierte Affektbegriffe sind meist maskulin, introvertierte meist feminin« heißt es in einem Grammatikwerk. Ob solch verblüffender Erkenntnis würde Mister Spock von der »Enterprise« die Augenbrauen hochziehen und sagen: »Faszinierend!« Welch ein Licht wirft dies wiederum auf das Verständnis von Männlichkeit und Weiblichkeit! Hochmut, Übermut und Wagemut werden als extrovertiert und männlich empfunden, Sanftmut, Wehmut und Schwermut als weiblich-introvertiert. Ob das noch zeitgemäß ist? Wenn ich drüber nachdenke, fallen mir mehr schwermütige Männer als Frauen ein, und die Zahl der mir bekannten edelmütigen Frauen dürfte nicht kleiner sein als die der edelmütigen Männer.

Viel rätselhafter aber ist für mich die Tatsache, dass eine derart feine Unterscheidung wie die zwischen extrovertierten und introvertierten Affekten bereits in früheren Jahrhunderten ihren Niederschlag in der Grammatik finden konnte. Woher nahmen die Menschen zu jener Zeit, als Wörter wie Hochmut, Kleinmut, Langmut und Großmut entstanden, jenes hoch entwickelte Sprachgefühl, das es ihnen erlaubte, zwischen nach innen und nach außen gewandten Eigenschaften zu unterscheiden? Heute kann zwar fast jeder Deutsche irgendwie lesen und schreiben, und jeder zweite war auch schon mal im Fernsehen oder im Radio, aber nur die wenigsten sind in der Lage, ihre Gemütszustände zu beschreiben, geschweige denn ihnen eine grammatische Qualität zuzuweisen.

Als ich das Phänomen der mutigen Wörter, die mal männlich und mal weiblich sind, vor einer 6. Schulklasse ansprach, meldete sich einer der Schüler ganz aufgeregt und rief: »Bei uns daheim ist das auch so! Meine Mama ist *die* Almut und mein Papa *der* Helmut!«

Die Mut/der Mut

weiblich: die Anmut, die Armut, die Demut, die Großmut, die Langmut, die Sanftmut, die Schwermut, die Wehmut

männlich: der Edelmut, der Freimut, der Gleichmut, der Hochmut, der Kleinmut, der Lebensmut, der Missmut, der Todesmut, der Übermut, der Unmut, der Wagemut, der Wankelmut sowie »der Mut« allein und in Zusammensetzungen wie Heldenmut und Löwenmut

Ohne jegliches sprachliche(s) Gefühl

Ob ich deklinieren kann? Aber gewiss doch! Und zwar in jeglicher erdenklicher Tonart! – Hoppla! Da wollte man sich nur einmal besonders gewählt ausdrücken, und schon ging's daneben. Aber wer ist schon bar jeglichen grammatischen Zweifels?

Beim Mittagessen in der Kantine wird eifrig über eine neue Dienstanweisung diskutiert, die der Chef per Rundschreiben an alle Mitarbeiter verschickt hat. Lena hat sich die E-Mail ausgedruckt und liest den Wortlaut noch einmal vor: »Künftig ist jedwed^es privates Telefongespräch ausschließlich während der Pausenzeiten zu führen.« Erschüttert blickt sie ihre Kollegen am Tisch an: »Ist das zu fassen? Was bildet dieser Lohmann sich ein?« Michael feixt: »Dass Lohmann ein Wort wie »jedwed^es« kennt, ist erstaunlich. So etwas hätte ich ihm gar nicht zugetraut!« Und Benedikt bemerkt: »Ja, aber er gebraucht es falsch! Steht da wirklich *jedwed^es privates Gespräch?*« Lena sieht noch einmal auf den Zettel und nickt: »Ja, er hat geschrieben *jedwed^es privates Telefongespräch.*« Dann wendet sie den Kopf zu Benedikt und fragt: »Wieso ist daran etwas falsch? Ich meine, abgesehen von der Tatsache, dass diese Anweisung insgesamt eine Frechheit ist?« – »Korrekt muss es heißen *jedwed^es private* Telefongespräch«, sagt Benedikt, »*private* bekommt kein s.« – »Genau«, pflichtet Carolin ihm bei, »mir kam das auch gleich nicht ganz astrein vor! Ich wollte ihm schon zurückschreiben: Lieber Herr Lohmann, Ihr privates »s« gehört nicht hierher, das lassen Sie mal lieber schön zu Hause!«

»Aber jetzt mal im Ernst, wieso ist das falsch?«, will Lena wissen. »Gibt es dafür irgendeine Regel?« – »Natürlich«,

sagt Benedikt, »es gibt für alles irgendeine Regel. Ob man sie einsehen und sich merken kann, ist etwas anderes. In diesem Falle ist sie eigentlich ganz einfach: Hinter jeder, jede, jedes und genauso hinter jedweder, jedwede und jedwedem sowie hinter jeglicher, jegliche und jegliches wird das folgende Adjektiv schwach gebeugt.« – »Das heißt im Klartext, Lohmann hat die Dienstanweisung ohne jegliches sprachliche Gefühl geschrieben!«, schlussfolgert Michael. »Und nicht etwa ohne jegliches sprachliches Gefühl«, ergänzt Benedikt triumphierend.

Lena ist aber immer noch nicht zufrieden: »Was heißt nochmal schwach geneigt?« – »Gebeugt!«, berichtet Benedikt und erklärt: »Wenn ein Adjektiv schwach gebeugt wird, dann endet es im 1. und 4. Fall auf -e. Wenn es stark gebeugt wird, endet das männliche auf -r und das sächliche auf -s.« – »Und das weibliche?« Benedikt zuckt die Schultern: »Beim weiblichen Adjektiv ist zwischen starker und schwacher Beugung kein Unterschied zu erkennen.« – »Das ist ja mal wieder typisch«, empört sich Lena, »verdammte chauvinistische Grammatik! Das weibliche Adjektiv bleibt immer gleich, aber männliche können sich verändern?« – »Genau. Ein harter Mann ist stark, aber der harte Mann ist schwach – um ein Beispiel zu nennen«, sagt Benedikt. »Gilt das auch für den be-harten Mann?«, fragt Carolin kichernd. »Natürlich!«, sagt Lena, »hast du mal Lohmanns Brustbehaarung gesehen? Die kommt ihm ja schon zum Kragen raus!« Michael verzieht das Gesicht: »Solche Themen bitte nicht beim Essen!« Diesen Einwand findet Carolin ungerechtfertigt: »Du findest doch immer irgendein Haar in der Suppe!« Michael seufzt: »Dann muss ich wohl mal klarstellen – am besten per Rundschreiben an alle Kollegen –, dass ich mir künftig jedwedem körperliche Haar in meiner Suppe während der Essenszeiten verbitte!«



Der Mensch ist ein wunderliches Wesen. Er liebt die Gefahr, obwohl sie selten bekömmlich ist, und begibt sich allen Mahnungen zum Trotz immer wieder in Situationen, in denen er sich den Hals brechen kann. Oder wenigstens die Zunge. Mitten im Gespräch lassen wir uns plötzlich zu Formulierungen hinreißen, die wir gar nicht sicher beherrschen. Da will man sich besonders gewählt ausdrücken, und schon steckt man knietief im Morast der deutschen Sprachregeln und ringt verzweifelt nach Worten.

Formulierungen wie »jegliches erdenkliche Szenario«, »jedweder chemische Zusatz« oder »jegliches betriebliche Vermögen« klingen beeindruckend, doch bringen sie einen auch immer wieder in Verlegenheit. Aus gutem Grunde gehören sie der gehobenen Sprache an, weil sie in der normalen Sprache nichts als Schwierigkeiten bereiten. Wie schnell stößt man dort an die Grenzen seines Könnens – um nicht zu sagen: an die Grenzen allen Könnens! Oder alles Könnens? Schon sind wir bei der Wurzel allen

Übels. Oder alles Üblen. Oder alles Übels. Hier gilt sowohl die schwache (allen) als auch die starke Beugung (alles) als richtig. Das gilt auch für jeden Zweifel. Etwas kann sowohl »außerhalb jedes Zweifels« sein als auch »außerhalb jeden Zweifels«. Außer, etwas ist außer jedem Zweifel. Dann steht es – genauer gesagt: jedes – zweifelsfrei im Dativ.

Glücklich ist, wer sich im Alter noch so manchen milden Frühlings erinnern kann oder gar an so manches wilde Mal im Frühling ... dabei kommt es weniger auf die Grammatik als auf die Durchblutung des Gehirns an. Wie vieles gerät doch in Vergessenheit! Manches kehrt zum Glück auch wieder zurück.

Die altmodische Redewendung »bar jeder Vernunft« ist wieder deutlich populärer geworden, seit es in Berlin eine gleichnamige Kabarettbühne mit angeschlossener Gastronomie gibt. Aber wenn hinter der Bar weder die Vernunft noch sonst ein weibliches Wort steht, sondern ein männliches, dann haben wir es wieder mit dem gleichen Problem zu tun: bar jeden Zweifels, bar jedes Zweifels – was ist richtig? Das wäre ja nicht das erste Mal, dass man im Zusammenhang mit einer Bar ins Schwanken gerät. Bevor aber jemand vom Hocker fällt und sich den Kopf stößt, gibt's auch hier die salomonische Entscheidung des Duden: Beides ist erlaubt.

Richtig schön verschwurbelt wird die Sache mit dem Jeglichen und Jedweden (übrigens nicht: jedwedrigen, wie auch gelegentlich zu lesen ist) ja erst, wenn dem jeweilig Jedweden oder Jeglichen noch etwas vorangestellt wird, wenn also zum Beispiel von der »Prüfung jeglichen befristeten Vertrags« die Rede ist oder vom »Unterlassen jedweden geschäftsschädigenden Handelns«. Der Duden erklärt hierzu:

»Vor dem Genitiv Singular eines stark gebeugten Maskulinums oder Neutrums wird *jeglicher/jedweder* schwach gebeugt, auch wenn ihm ein Adjektiv folgt.« Das ist doch mal eine Regel, die man sich wirklich gut merken kann, finden Sie nicht? Und wenn es Herrn Lohmann mit seinem Hinweis auf den »Verzicht jeglichen privaten Telefongesprächs außerhalb der Pausenzeiten« doch zu kompliziert werden sollte, bleibt ihm immer noch die Möglichkeit, es volksnäher auszudrücken: »Ey, Leute, telefonieren is nich!«

Hinter diesen Wörtern werden Adjektive schwach gebeugt
der/die/das die	der berühmte Komponist/die moderne Familie/das historische Gebäude die gefährdeten Tiere
derjenige/diejenige/ dasjenige diejenigen	derjenige berühmte Komponist/diejenige moderne Familie/dasjenige historische Gebäude diejenigen gefährdeten Tiere
derselbe/dieselbe/dasselbe dieselben	derselbe große Hund/dieselbe gelbe Tasse/dasselbe zerschlissene Kleid dieselben schönen Momente
dieser/diese/dieses diese	dieser große Hund/diese gelbe Tasse/ dieses zerschlissene Kleid diese schönen Momente
irgendwelche (nur Mehrzahl)	irgendwelche bekannten Krankheiten
jeder/jede/jedes alle	jeder berühmte Mensch/jede moderne Familie/jedes historische Gebäude alle gefährdeten Tiere
jedweder/jedwede/ jedwedem	jedweder berühmte Mensch/jedwede moderne Familie/jedwedem historische Gebäude
jeglicher/jegliche/jegliches	jeglicher neue Versuch/jegliche neue Anstrengung/jegliches neue Unternehmen

jener/jene/jenes	jener berühmte Mensch/jene moderne Familie/jenes historische Gebäude
jene	jene gefährdeten Tiere
keine (nur Mehrzahl)	keine bekannten Persönlichkeiten
mancher/manche/manches	mancher große Hund/manche gelbe Tasse/manches zerschlissene Kleid
manche	manche schönen Momente
solche (nur Mehrzahl)	solche schönen Momente
welcher/welche/welches	welcher große Hund/welche gelbe Tasse/welches zerschlissene Kleid
welche	welche schönen Momente

Hinter diesen Wörtern werden Adjektive stark gebeugt
ein/eine/ein (auch mit »solch«, »welch« oder »so« davor: solch ein/welch eine/so ein)	ein berühmter Komponist/eine berühmte Tänzerin/ein berühmtes Genie
einige/ein paar	einige nützliche Ratschläge
etliche	etliche neue Bewohner
irgendein/irgendeine/irgendein	irgendein berühmter Komponist/irgendeine berühmte Tänzerin/irgendein berühmtes Genie
kein/keine/kein (nur Einzahl)	kein großer Mensch/keine neue Straße/kein kleines Kind
mehrere	mehrere berühmte Persönlichkeiten
verschiedene/unterschiedliche/diverse	verschiedene historische Gebäude/unterschiedliche erkennbare Spuren/diverse herumliegende Gegenstände
viele/zahlreiche/zahllose/unzählige	viele berühmte Menschen/zahlreiche große Taten/zahllose spannende Abenteuer/unzählige unerforschte Inseln
wenige	wenige befahrene Straßen

Grüner Eintopf mit Bohnen

König Gurki vom Gemüseland ist ratlos. Einige seiner Untertanen wollen sich einfach nicht beugen. Immer wieder muss er von grüne Bohnen und von gelbe Rüben lesen. Und wenn König Gurki eines partout nicht vertragen kann, dann ist es grammatischer Ungehorsam.

Da läuft einem doch das Wasser im Munde zusammen: Die Tageskarte der gutbürgerlichen Gaststätte »Zum Felsen-eck« verheißt am Dienstag »Lammhaxe ala provons mit Rosmarienkartoffeln und grüne Bohnen«. Dieses Angebot ist nicht nur unter orthografischen Gesichtspunkten bemerkenswert. Es wirft zudem eine Frage auf, die viele Gemüter bewegt, vor allem in der Gastronomie: Kann man grüne Bohnen beugen? Gibt es die Lammhaxe »mit grüne Bohnen« oder »mit grünen Bohnen«? Die Antwort darauf ist eigentlich ganz einfach: Selbstverständlich kann man grüne Bohnen beugen. Man kann sie sogar brechen – weshalb sie auch Brechbohnen genannt werden.* »Grüne Bohne« ist zwar ein Name, aber das heißt nicht, dass seine Bestandteile unveränderlich wären.

Das Gleiche gilt auch für die rote Rübe, besser bekannt als Rote Bete. Ein interessantes Wurzelgemüse aus der Familie der Gänsefußgewächse, das übrigens nichts mit Blumenbeeten zu tun hat, weshalb die oft anzutreffende Schreibweise mit Doppel-e (Rote Beete) irreführend ist, auch wenn sie vom Duden als zulässig geführt wird. Das Wort Bete geht auf das lateinische Wort *beta* zurück, welches Rübe be-

* Grüne Bohnen werden außerdem Prinzessbohnen, Gartenbohnen, Stangenbohnen, Kletterbohnen, Buschbohnen oder Kenia-
bohnen genannt.

deutet. Schon die Germanen kannten es; »Bete« kann also getrost als eingedeutscht betrachtet werden – und verdient es daher, nach den Regeln unserer Grammatik behandelt zu werden. Die norddeutsche Spezialität Labskaus wird traditionell mit Roter Bete serviert. Bei »Labskaus mit Rote Bete« handelt es sich folglich um eine nicht autorisierte Nebenform.

Richtig kompliziert wird es jedoch, wenn sich dem farbigen Gemüse ein weiteres Hauptwort anschließt und wir es plötzlich mit einer dreiteiligen Zusammensetzung zu tun haben. Wie richtet man einen Eintopf mit grünen Bohnen grammatisch korrekt an? Ist es ein »grüner Bohneneintopf«? Was dürfen wir erwarten, wenn wir der Aufforderung nachkommen: »Probieren Sie unseren leckeren grünen Bohneneintopf!« Einen grünen Eintopf, das steht außer Frage. Die darin schwimmenden Bohnen könnten jedoch auch gelb oder rot sein, denn das Farbadjektiv bezieht sich grammatisch auf den Eintopf und nicht auf die Bohnen.

Manch einen interessiert dies vielleicht nicht die Bohne. Als »Zwiebelfisch«-Kolumnist muss ich dem Eintopf natürlich auf den Grund gehen. Meistens tun uns die Farbadjektive ja den Gefallen, mit dem Grundwort zu verschmelzen, was die weitere Behandlung erheblich vereinfacht. So wie bei der Schwarzwurzel oder dem Weißkohl. Hier bereitet die Verarbeitung zur Suppe oder zur Roulade keine Probleme, denn wir brauchen uns nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, ob wir es mit einer »schwarzen Wurzelsuppe« oder einer »weißen Kohlroulade« zu tun haben. Schwarzwurzelsuppe und Weißkohlroulade – fertig ist das Menü. Leider machen es uns nicht alle extrabunten Obst- und Gemüsesorten so leicht.

Nehmen wir nur die Schwarze Johannisbeere. Sie gibt es leider nicht als Schwarzjohannisbeere, daher stehen wir bei der Verarbeitung zum Gelee vor einem Problem: Ist ein Gelee aus Schwarzen Johannisbeeren ein Schwarzes Johannisbeergelee? Die meisten würden wohl spontan zustimmen, aber trägt das Gefühl hier nicht?

In Zeiten saurer Gurken spricht man schließlich nicht von sauren Gurkenzeiten, sondern von Sauregurkenzeiten. Wenn das Adjektiv frei steht, passt es sich an. In Zusammensetzungen hingegen wird es starr. So wird aus Roter Bete eine Rote-Bete-Suppe, aus gelben Rüben ein Gelbe-Rüben-Kuchen (oder eine Möhrentorte) und aus schwarzen Johannisbeeren entsprechend ein Schwarze-Johannisbeer-Gelee.

Und die grünen Bohnen landen nicht im grünen Bohneneintopf, sondern im Grüne-Bohnen-Eintopf. Ein Glas mit grünen Bohnen ist schließlich auch kein grünes Bohnenglas. Oder doch? In welchen Altglascontainer gehört es dann: in den für Buntglas?

Liebet *einander!*

Wenn man liest, die Kanzlerin und der US-Präsident haben sich als offen und kompromissbereit gelobt, war dann jeweils ein Eigenlob gemeint? Die deutsche Sprache ist sehr auf »sich« bezogen. Darum hier ein Plädoyer für mehr »einander«.

Vor ein paar Jahren hat der Verein Deutsche Sprache eine sogenannte Wortpatenschaft ins Leben gerufen. Prominente sollten die Patenschaft für ein Wort aus dem Fundus der deutschen Sprache übernehmen, das vom Aussterben bedroht ist oder das ihnen aus irgendeinem anderen Grund besonders am Herzen liegt.

Ulrich Wickert wählte das Wort »Freiheit«. Zweifellos ist Freiheit ein kostbares, schützenswertes Gut und in vielen Ländern der Welt alles andere als selbstverständlich. Das deutsche Wort »Freiheit« indes ist keinesfalls bedroht, das war es nicht einmal unter den Nazis oder dem SED-Regime. Aber es hat einen schönen Klang, und Ulrich Wickert freut sich natürlich, wenn man seinen Namen mit dem Wort »Freiheit« in Verbindung bringt. Iris Berben entschied sich für das Wort »Silberhochzeit«, das ebenfalls einen schönen Klang hat und das möglicherweise eines Tages Seltenheitswert haben wird, wenn die Halbwertszeit der durchschnittlichen Ehe weiterhin sinkt.

Ich habe die Patenschaft für ein Wort übernommen, das weder für besondere menschliche Werte oder Grundrechte steht noch besonders witzig oder originell ist. Es ist nicht einmal ein Hauptwort, sondern ein Pronomen. Ein Fürwort, wie man auch auf Deutsch sagt. Vielleicht klingt dieses Fürwort nicht so schön wie »Silberhochzeit«, doch es hat mindestens genauso mit Beziehungen zu tun, zum Bei-

spiel mit der Beziehung zwischen dir und mir, zwischen ihm und ihr, zwischen diesen und jenen. Ich habe mich für das Wort »einander« entschieden. Warum das? Weil es tatsächlich zu den Wörtern gehört, die bedroht sind – vom Aussterben, vom Vergessen. Dort, wo »einander« hingehört, sagen die meisten Menschen einfach »sich«. Das ist zugegebenermaßen auch kürzer und praktischer. Und in vielen Fällen sind »sich« und »einander« auch gleichbedeutend – aber eben nicht immer.

Wenn von Menschen die Rede ist, die sich hassen, wird nicht klar, ob damit nun unversöhnliche Streithähne oder bedauernswerte Menschen mit mangelndem Selbstwertgefühl gemeint sind. Bei Menschen, die einander hassen, ist die Verwechslung ausgeschlossen. Wenn zwei Freunde sich geschworen haben, sich nie mehr zu belügen, muss das nicht bedeuten, dass sie auch einander immer die Wahrheit sagen wollen. Es muss noch nicht einmal heißen, dass sie einander etwas geschworen haben. Es kann sich auch um eine stille Abmachung handeln, die jeder mit sich selbst getroffen hat.

Eine Leserin aus den Niederlanden wollte von mir wissen, wie es kommt, dass die Deutschen offensichtlich sich lieben, aber nur selten einander. Im Niederländischen wird nicht nur im Schriftlichen, sondern auch in der gesprochenen Sprache ganz deutlich zwischen »zich« (= sich) und »elkaar« (= einander) unterschieden. Selbst die Frage »Wann sehen wir uns wieder?« stellt der Niederländer nicht mit »uns«, sondern mit »einander«: »Wanneer zien wij elkaar weer?«

Bisweilen kann das Reflexivpronomen »sich« zu schwerwiegenden Missverständnissen führen, so wie im Bundes-

tagswahlkampf des Jahres 2002. Nach dem Fernsehduell zwischen dem damaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder und seinem Herausforderer Edmund Stoiber wurde im Radio berichtet: »Beide Kandidaten halten sich für unfähig, Deutschland zu regieren.«

Diese vermeintliche Selbsteinschätzung führte zu einer tiefen Verunsicherung der Radiohörer: »Wen soll man da noch wählen«, fragten sie sich bang, »wenn selbst die beiden Spitzenkandidaten zugeben, dass sie unfähig sind?«

Die Verwirrung hätte vermieden werden können, wenn der Radiosprecher gesagt hätte: »Beide Kandidaten halten einander für unfähig.« Er hätte auch beim »sich« bleiben und ein »gegenseitig« hinzufügen können. Aber wozu länger und umständlicher sprechen, wenn es auch kürzer geht – und schöner?

Das Wort »einander« ist nämlich nicht nur präziser als »sich«, es wertet zugleich den Ausdruck des Sprechers auf, denn es hat einen schönen Klang, es hat Melodie und einen leichten, gefälligen Rhythmus. Ein Wort, das einem auf der Zunge zergeht wie Mousse au Chocolat. Probieren Sie es mal aus, und Sie werden feststellen, wie leicht man sich an »einander« gewöhnen kann!

Weiteres zu Pronomen:

»**Sie oder sie, du musst Dich entscheiden**« (»Dativ«-Band 2)

»**Siezt du noch, oder duzt du schon?**« (in diesem Buch auf S. 133)

»**Von sich und Ihnen**« (in diesem Buch auf S. 510)

Grüße aus dem Jenseits

Der Tod gehört zum Leben, so will es die Natur. Der Mensch allerdings verfügt über Kräfte, die Gesetze der Natur auszutricksen und dem scheinbar Unvermeidlichen ein Schnippchen zu schlagen. Eine dieser Kräfte ist der Glaube, eine andere die Fantasie. Die dritte und vielleicht am häufigsten anzutreffende ist die sprachliche Schlamperei.

Dank ihrer Hilfe können Menschen auch nach ihrem Ableben noch eine ganze Menge Unheil anrichten. So erfuhr man im April dieses Jahres auf welt.de: »Ein Polizist hat in Regensburg einen Mann durch einen Schuss aus seiner Dienstwaffe getötet. Der Beamte und seine Kollegen wollten einen Streit zwischen dem Opfer und einem weiteren Mann schlichten. Darauf griff der Erschossene die Polizisten an – warum, ist völlig unklar.« Völlig unklar? Dass ein Erschossener Rache üben will, ist doch nur allzu verständlich!

Nicht erst seit Bram Stoker seinen »Dracula« erschuf, wissen wir, dass wir uns die Welt mit Untoten teilen müssen. Die Angaben darüber, wie viele dieser Untoten es gibt, schwanken. Aber es müssen sehr, sehr viele sein; allein in Paraguay gibt es Hunderte, wenn man einem Bericht der »Rheinischen Post« vom August 2004 glauben darf: »In einem Einkaufszentrum in Paraguay ist es zu einem verheerenden Brand gekommen. Dabei sind nach Angaben eines TV-Senders mindestens 340 Tote ums Leben gekommen.« Ein anderes Mal war in derselben Zeitung ein Bild von einem entgleisten Zug zu sehen, »in dem mindestens 36 Tote starben«, wie der Bildunterschrift zu entnehmen war.

Manchmal haben die Toten auch Glück und kommen mit dem Leben davon. So konnte man auf einer Videotexttafel des Norddeutschen Rundfunks erfahren: »In Hutzfeld bei Eutin haben zwei überraschte Diebe in der Nacht zum Sonntag einen 45-jährigen Grundstücksbesitzer niedergestochen. Nach Angaben der Polizei vom Montag wurden die 16 und 23 Jahre alten Täter gefasst. Der Erstochene ist außer Lebensgefahr.«

Einige Menschen glauben, dass man mit den Toten in Kontakt treten könne, und halten sogenannte Séancen ab, bei denen sie Nachrichten aus dem Jenseits zu empfangen hoffen. Dabei kann man sich diesen Aufwand sparen. Mitunter genügt es schon, die Zeitung aufzuschlagen, denn dort wimmelt es von Nachrichten aus dem Totenreich. Ein beliebter Weg, die Hinterbliebenen zu grüßen, ist die Todesanzeige: »Nach langer, schwerer Krankheit verstorben, trauern wir um unseren geliebten Opa, Vater und Schwiegervater«. Die grammatische Analyse bringt es an den Tag: Da sich das vorangestellte Partizip (in diesem Fall »verstorben«) immer auf das Subjekt des Satzes bezieht, sind »wir« es, die gestorben sind. Und jetzt trauern wir um unseren Opa ... weil er nicht mit uns gestorben ist, sondern es vorgezogen hat, auf der Erde zu bleiben, um das Seniorenheim so richtig schön aufzumischen.

Ein weiterer Fall von Wer-wie-was-Verwirrung wurde in einer Traueranzeige im »Iserlohner Kreisanzeiger« offenbar: »In treuer Pflichterfüllung hat Gott der Herr meine liebe Frau, unsere herzensgute, besorgte Mutter zu sich gerufen.« Das mag uns tröstlich erscheinen: Auch Gott erfüllt nur seine Pflicht. Ratlos machte einen indes eine andere Traueranzeige aus der »Schneverdinger Zeitung« vom Februar 2008, in der es hieß: »Ein großes Herz und zwei



nimmermüde Hände haben aufgehört zu schlagen.« Wer, bitte, war da gestorben? Ein ehemaliger Box-Champion? Eine überforderte Kindergärtnerin?

Jubiläen und Geburtstage machen einem immer wieder auf unbarmherzige Weise klar, wie schnell die Zeit vergeht. Todestage natürlich auch.

Der Presseschau von perlentaucher.de konnte man zur Osterzeit dieses Jahres folgenden Hinweis entnehmen: »Eine ganze Seite ist Georg Friedrich Händel gewidmet, der in diesen Tagen zum 250. Mal gestorben wäre.« Tja, einmal ist keinmal, wie es so schön heißt. Staunen konnte man auch,

als die »Berliner Morgenpost« im Januar 2008 verkündete: »Nach dem Tod von Luciano Pavarotti wollen die Drei Tenöre nie wieder als Trio auftreten.«

Ruhe in Frieden? Von wegen! So wenig, wie die Toten uns in Ruhe lassen, so wenig lassen wir die Toten in Ruhe. Oft gehen wir dabei nicht einmal besonders nett mit ihnen um. »Verdächtiger wird nach Autopsie erneut verhört«, meldete t-online.de im Juni 2006. Da wird der Verdächtige also erst einmal aufgeschlitzt und anschließend nochmals vernommen. Vermutlich, um auch noch das Letzte aus ihm rauszuholen. Eine nicht minder irritierende Schlagzeile konnte man im April dieses Jahres in den »Badischen Neuesten Nachrichten« lesen: »Nach Enthauptung in die Psychiatrie«. Dass der eine oder andere Patient in einer psychiatrischen Abteilung etwas kopflos herumläuft, mag man ja noch hinnehmen, aber richtig enthauptet? Auch mit Drogenopfern wird nicht gerade zimperlich umgegangen. Einige Staaten haben offenbar sehr rigide Methoden, sich ihrer Drogentoten zu entledigen. Sie verfrachten sie auf Boote und lassen sie aufs Meer hinaustreiben. Wie anders sollte man diese Überschrift vom Mai 2007 sonst deuten: »Drogentote sinken«.

Dass das Wissen um die Endlichkeit das Leben überhaupt erst lebenswert macht, hat man inzwischen auch in Baden-Württemberg erkannt. Vor einiger Zeit konnte man in Stuttgart Plakate hängen sehen, die auf den bis dahin völlig unterschätzten morbiden Charme der Landeshauptstadt hinwiesen: »100 Jahre Garten- und Friedhofsamt – Ihr Partner für ein lebenswertes Stuttgart«.

Vom Fliegen, Fahren, Gehen und Laufen

Das berühmte Fliewatüüt konnte fliegen, fahren und schwimmen. In der Fantasie ist vieles möglich, in der Sprache aber nicht. Da können Tiere nicht gehen und Ballone nicht fliegen. Ein paar Gedanken zu den seltsamen sprachlichen Gesetzen der Fortbewegung.

Langsam rollt der Zug aus dem Bahnhof, gewinnt an Fahrt, lässt Häuser und Straßen hinter sich und jagt alsbald über die niedersächsische Tundra. Da meldet sich eine gefürchtete Stimme über Lautsprecher: Der Zugführer spricht! »Meine Damen und Herren«, sagt er, »unser Zug hat Hannover Hauptbahnhof mit einer Abgangsverspätung von sieben Minuten verlassen.« Bei diesem Wort horche ich auf: Abgangsverspätung. Die meisten Menschen denken beim Wort »Abgang« an etwas anderes: an den Tod oder ans Theater, aber nicht unbedingt an die Deutsche Bahn. Im Wörterbuch findet man allerdings den Vermerk, dass die Abfahrt von Zügen fachsprachlich »Abgang« genannt wird. Es bleibt die Frage, wieso der Zugführer mit den Reisenden in seiner Fachsprache reden muss. Vielleicht glaubt er, den Unmut über die Verspätung durch Vorspiegelung fachlicher Kompetenz beschwichtigen zu können.

Übrigens können nicht nur Züge abgehen, sondern auch Schiffe. Und nicht zu vergessen die Post, die geht ja auch bekanntlich ab. Im Unterschied zu Preisetiketten auf CD-Hüllen: Die gehen nie richtig ab.

Auch die Abfahrt von Schiffen wird also Abgang genannt. Und wenn das Schiff den Hafen verlässt, spricht man auch vom Auslaufen. Erst geht das Schiff, dann läuft es. Manch-

mal läuft es auf ein Riff, und anschließend geht es wieder, nämlich unter. Die Seefahrt ist kein Kommen und Gehen, sondern ein Gehen und Laufen.

Luftballons können nur fliegen, solange sie klein sind. Wenn sie zu richtig großen Ballonen ausgewachsen sind, dann fliegen sie nicht mehr, sondern fahren. Wer einen Ballonfahrer als Ballonflieger bezeichnet, handelt sich unter Garantie eine Korrektur inklusive kostenloser Belehrung ein. Manche Ballonfahrer scheinen nur darauf zu warten, dass irgendein Laie ihnen eine Frage stellt, die das Wort »fliegen« enthält, auf dass sie ihn wortreich über den Unterschied zwischen »fliegen« und »fahren« aufklären können.

Der Grund dafür, dass Ballone fahren, liegt in der Seefahrt. Die frühe Luftfahrt orientierte sich an der Seefahrt; entsprechend wurde das Vokabular von der Seefahrt auf die Luftfahrt übertragen. Beim ersten Fluglinienverkehr kamen noch keine Flugzeuge, sondern Luftschiffe zum Einsatz. Während Ballone also fahren, treten Autos als Läufer an. Eigentlich ist es der Motor, der läuft, aber das überträgt man gern auf das gesamte Automobil und stellt – nicht nur über den Käfer – fest: Er läuft und läuft und läuft. (Über so manchen unwirtschaftlich konstruierten Wagen lässt sich außerdem konstatieren: Er säuft und säuft und säuft.) Obwohl mit Autos regelmäßig Rennen veranstaltet werden, würde man niemals sagen, das Auto sei gerannt. Früher waren es die Pferde, die beim Wagenrennen rannten. Heute rennt beim Rennen niemand mehr. Höchstens ein paar Zuschauer, die es eilig haben, zur Toilette zu kommen. Rennfahrer werden in der Fachsprache ja auch Piloten genannt, aber fliegen tun sie nicht. Nur in seltenen, meist tragisch endenden Fällen hebt ein Rennwagen von der Piste ab und gleitet für einen kurzen Moment durch die Luft.

Die Sprache steckt voller Ungereimtheiten, gerade das macht sie so spannend und verführerisch. Wer hinter ihre Geheimnisse kommen will, muss tief in sie eindringen. Das Wort »laufen« hat unterschiedliche Bedeutungen, die sich zum Teil sogar widersprechen. Einerseits definieren wir laufen als schnelle Fortbewegung: Beim 100-Meter-Lauf wird nicht getrödelt, sondern gerannt. Wenn Babys lernen, sich auf ihren wackeligen Beinchen fortzubewegen, dann sagt man, dass sie laufen lernen. Laufen kann auch einfach nur »zu Fuß gehen« bedeuten. »Soll ich dir ein Taxi rufen?« – »Nein danke, ich laufe lieber!« Und beim Wandern kann man sich die Füße plattlaufen. Nirgends offenbart sich das Paradoxon zwischen gehen und laufen schöner als in dieser uralten Wendung. Frage: »Und, wie läuft's so?« Antwort: »Danke, es geht!«

Für Auslandsaufenthalte, die nur ein paar Wochen dauern, empfiehlt sich die Anreise mit dem Auto, der Bahn oder dem Flugzeug: »In den Sommerferien fahren wir nach Italien.« Bei längeren Auslandsaufenthalten kann man aufs Fahren verzichten und stattdessen gehen: »Nach meinem Abi gehe ich für ein Jahr in die USA.«

Immer wieder musste der Mensch im Vergleich mit der Fauna feststellen, dass er nur mit beschränkten Gaben ausgestattet ist. Irgendein Tier kann immer irgendetwas, das der Mensch entweder nur mäßig oder gar nicht kann. Viele Tiere können schneller laufen als der Mensch, andere können schneller schwimmen, besser klettern oder länger tauchen. Und einige können fliegen. In zwei Fällen allerdings hat sich der Mensch ein Monopol gesichert. Zwei Dinge gibt es, die nur er kann und kein Tier. Sprechen gehört nicht dazu, denn es gibt einige sprechende Papageienarten. Auch die Fähigkeit zu denken stellen wir bei Tieren nicht grund-

sätzlich in Abrede. Was im Unterschied zu uns Menschen kein Tier kann, das ist erstens: essen – und zweitens: gehen. Tiere essen nicht, sondern fressen, und Tiere können auch nicht gehen. Eher lassen wir es zu, dass Uhren oder Züge gehen. Bei Tieren sind wir unerbittlich. Laufen ja, aber gehen? Nein!

Der Reichtum unserer Sprache offenbart sich auch dann, wenn es darum geht, die Fortbewegung von Tieren zu beschreiben: Löwen trotten, Giraffen schreiten, Elefanten trampeln, Pfauen stolzieren, Kaninchen hoppeln, Katzen schleichen, Käfer krabbeln, Enten watscheln und Robben robben. Und wenn Fliegen hinter Fliegen fliegen, fliegen Fliegen Fliegen hinterher. Pferde können zwar »Schritt gehen«, »Pass gehen« und »Tölt gehen«, bisweilen können sie auch durchgehen, aber man würde niemals sagen: »Schau mal, da drüben geht ein Pferd!« Auch bei Hunden ist das Gehen nur in Verbindung mit einem Hauptwort möglich, nämlich wenn sie Gassi gehen. Das reine Gehen ist dem Menschen vorbehalten.

Einem inneren Drang folgend, erhebe ich mich von meinem Platz. »Wo willst du hin?«, fragt mich meine Begleitung. »Zur Toilette!«, erkläre ich. Und während ich mich durch den vollbesetzten Großraumwagen schlängele, denke ich darüber nach, wie fantastisch es doch ist, dass ich im selben Moment fahren und gehen kann: einerseits nach Hamburg – und gleichzeitig zur Toilette. Dort wiederum kann ich mich ungestört gehen lassen und einen fahren lassen. Wie wunderbar vielseitig unsere Sprache doch ist!

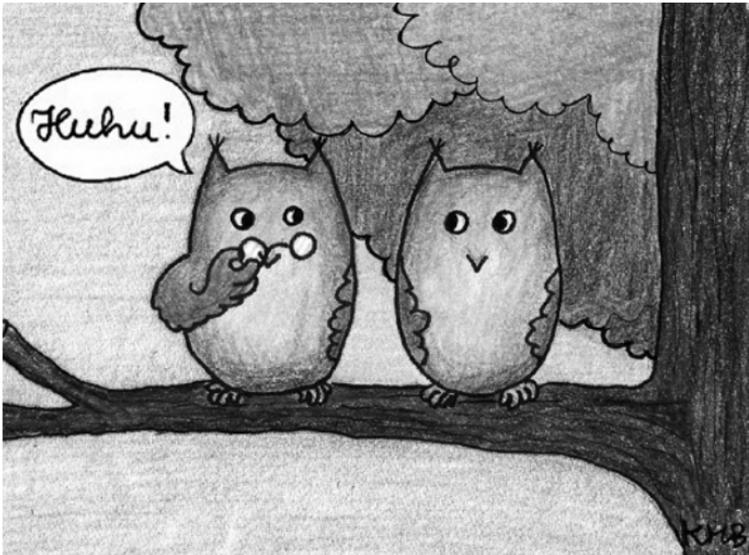
Das Paarungsverhalten der Uhu

Ein Uhu macht noch keine Zwiebfisch-Kolumne, aber bei zweien wird es interessant! Denn wer da glaubt, ein Uhu und noch ein Uhu seien immer schon zwei Uhus gewesen, der hat noch einiges zu lernen über die flatterhafte Mehrzahl im Deutschen.

»Wissen Sie, wie die Mehrzahl von Uhu lautet?«, fragte mich ein Besucher im Anschluss an eine Veranstaltung im schönen Bayreuth. Ich ahnte gleich, dass dies eine Fangfrage sein müsse, und erwiderte vorsichtig: »Ich werde es bestimmt gleich erfahren!« – »Die Mehrzahl von Uhu lautet nicht Uhus, sondern Uhue!«, behauptete der Mann, wobei er diesen triumphierenden »Ich weiß etwas, was Sie mal nicht wissen«-Blick aufsetzte. Ich widersprach ihm nicht, denn wenn ich eines inzwischen gelernt habe, dann dass man Besuchern von Bastian-Sick-Veranstaltungen besser nicht widerspricht.

Bei meinen Streifzügen durch die Wunderwelt der deutschen Sprache sind mir zwar schon einige schräge Vögel untergekommen, aber Uhue waren bislang noch nicht dabei. Ich glaube auch nicht, dass es sie gibt. Ich halte »Uhue« für eine Legende, so wie das Ungeheuer von Loch Ness oder den Vogel Greif. Aber bevor ich mich auf eine Wette einlasse, konsultiere ich lieber das Wörterbuch.

In der aktuellen Ausgabe des Dudens ist die Mehrzahl des Wortes »Uhu« mit einem »s« angegeben, also Uhus. Eine andere Möglichkeit ist nicht vorgesehen. Na bitte, demzufolge hat es »Uhue« nie gegeben. Oder doch? Früher vielleicht einmal? Vorsichtshalber schlage ich noch mal



in einem älteren Wörterbuch nach, und siehe da: In der Ausgabe von 1929 findet man tatsächlich »Uhue«, versehen mit der Anmerkung, dass in Österreich auch die Form »Uhus« existiere. »Zum Kuckuck«, denke ich, »sollte der Herr aus Bayreuth womöglich recht haben?« Um ganz sicherzugehen, konsultiere ich ein zweites Nachschlagewerk, das »Deutsche grammatisch-orthographische Nachschlagewerk« eines gewissen Dr. August Vogel – ebenfalls aus den 20er-Jahren. Ein Herr Vogel muss ja wissen, wie die Mehrzahl von Uhu lautet, denke ich. Und siehe da: Auch er kennt die Form mit »e« am Ende – oder die unveränderliche: ein Uhu, viele Uhu. Aber »Uhus« waren ihm nicht bekannt. Das entlockt mir gleich mehrere »Ahas!« – oder »Ahae«, ganz wie Sie wollen. Offenbar wurde der Uhu nicht nur ein Opfer der menschlichen Zivilisation, sondern auch des Sprachwandels. Denn »Uhue« sind heute ausgestorben; Uhus hingegen findet man zuhauf, nicht nur bei

den Klebemitteln im Papierwarengeschäft, sondern eben auch in aktuellen Wörterbüchern.

In der deutschen Sprache kann die Mehrzahl auf viele verschiedene Weisen gebildet werden. Es gibt mindestens elf Möglichkeiten. Mal wird ein »e« angehängt oder ein »n«, mal ein »er« oder ein »en«, mal kommt dabei noch ein Umlaut ins Spiel, mal verändert sich auch gar nichts, und nicht selten hat ein Wort sogar zwei verschiedene Pluralformen. Entweder, weil diese einen Bedeutungsunterschied markieren, so wie bei dem Wort Band, das zu »Bande«, »Bände« oder »Bänder« werden kann, und – englisch ausgesprochen – auch noch zu »Bands«. Oder, weil sich die Deutschen einfach nicht auf eine einheitliche Pluralform einigen konnten, so wie im Falle der Denkmäler und Denkmale oder der Süchte und Suchten.

Die Pluralendung »s« bei Dingen ist keine ursprünglich deutsche. Wir haben sie uns von anderen Sprachen abgeguckt. Daher kommt sie hauptsächlich bei Fremdwörtern zur Anwendung: bei Cocktails, Partys, Gags, Meetings und Shops, bei Taxis, Büros, Appartements, Salons und Hotels.

Da wir auch viele Tiere aus anderen Sprachen importiert haben, die in der Mehrzahl auf »s« enden (Aras, Boas, Gnus, Gorillas, Zebras), haben wir ihnen den Uhu angeglichen, obwohl dieses Tier seinen Namen nicht einem Auslandsimport zu verdanken hat, sondern einer lautmalerischen Nachahmung seines Rufes. Früher hieß er auch mal Schuhu, Buhu oder Huhu. Am Ende hat sich »Uhu« durchgesetzt. Und mittlerweile hat sich die Mehrzahlform »Uhus« durchgesetzt. Das »ue« am Ende muss den Menschen zunehmend seltsam erschienen sein, sodass es irgendwann dem immer geläufiger werdenden Plural auf »s« wich.

Bei einigen Wörtern neigt die Umgangssprache dazu, den Plural zu verdoppeln. Und damit meine ich hier nicht die vielen Visas, Scampis und Antibiotikas, von denen man immer wieder hört und liest. Das sind schließlich Fremdwörter, und mit denen tun sich die meisten Deutschen ohnehin schwer. Nein, es gibt auch ein paar deutsche Wörter, bei denen die Mehrzahl gern überdeutlich markiert wird: So trifft man im Deutschen immer wieder auf Kinder (auch: Kinners), Jungens und Männers. Es gibt sogar »Leuts« – als Mehrzahl von »Leute«, obwohl es von »Leute« nicht einmal eine Einzahl gibt.

Um noch mal auf die Vögel zurückzukommen: Der Kuckuck, dessen Name auf die gleiche Weise wie der des Uhus entstand (d. h. durch klangliche Nachahmung seines Rufs), wird in der Mehrzahl immer noch »Kuckucke« gerufen, nicht Kuckucks. Es sei denn, man meint eine Familie gleichen Namens, dann heißt es freilich »die Kuckucks kommen«. Ich kenne etliche Kuckucks, und das sind allesamt ganz fabelhafte Leuts! Auch Sperlings, Spechts und Finks kenne ich ein paar. Nur keine Uhus. Wissen die Kuckucke, warum.

	Pluralbildung	Beispiele im Singular	Beispiele im Plural
1	Keine Endung, keine Umlautung	der Koffer der Adler das Fenster das Kaninchen der Wagen	die Koffer die Adler die Fenster die Kaninchen die Wagen (süddeutsch auch: die Wägen)
2	Keine Endung, mit Umlautung	der Vogel der Vater die Mutter das Kloster	die Vögel die Väter die Mütter die Klöster

	Pluralbildung	Beispiele im Singular	Beispiele im Plural
3	Mit Endung -e, ohne Umlautung	der Hund der Wal der Kranich	die Hunde die Wale die Kraniche
4	Mit Endung -e und Umlautung	der Baum der Kamm der Arzt die Hand die Sau die Wurst	die Bäume die Kämmе die Ärzte die Hände die Säue die Würste
5	Mit Endung -en, ohne Umlautung	die Frau die Burg die Zahl das Ohr	die Frauen die Burgen die Zahlen die Ohren
6	Mit Endung -er, ohne Umlautung	das Kind das Gesicht	die Kinder die Gesichter
7	Mit Endung -er und Umlautung	der Mann das Volk das Wort das Haus	die Männer die Völker die Wörter die Häuser
8	Mit Endung -n	der Bauer die Mauer die Wolke die Geisel	die Bauern die Mauern die Wolken die Geiseln
9	Mit Endung -se	das Geheimnis der Bus	die Geheimnisse die Busse
10	Mit Endung -nen	die Freundin die Göttin	die Freundinnen die Göttinnen
11	Mit Endung -s	der Uhu die Oma das Büro das Deck	die Uhus die Omas die Büros die Decks
12	Wortänderung	der Kaufmann	die Kaufleute

Nachdem ich diese Tabelle im Internet veröffentlicht hatte, schrieb mir ein Leser aus Süddeutschland, dem die Frage

nach einem ganz bestimmten Pluralwort keine Ruhe ließ. Seit er am 1. Januar des Jahres 2000 mehrere Flaschen mit Post am Ufer des Bodensees gefunden hatte, fragte er sich, wie die korrekte Mehrzahl des Wortes »Flaschenpost« laute. Mittels meiner Tabelle habe er nun folgende Möglichkeiten durchprobiert:

1. Keine Endung, keine Umlautung: mehrere Flaschenpost
2. Keine Endung, mit Umlautung: mehrere Flaschenpöst
3. Mit Endung -e, ohne Umlautung: mehrere Flaschenposte
4. Mit Endung -e und Umlautung: mehrere Flaschenpöste
5. Mit Endung -en, ohne Umlautung: mehrere Flaschenposten
6. Mit Endung -er, ohne Umlautung: mehrere Flaschenposter
7. Mit Endung -er und Umlautung: mehrere Flaschenpöster
8. Mit Endung -n: mehrere Flaschenpostn
9. Mit Endung -se: mehrere Flaschenpostse
10. Mit Endung -nen: mehrere Flaschenpostnen
11. Mit Endung -s: mehrere Flaschenposts
12. Wortänderung: mehrere Buddelpost

Es wollte ihm aber keine recht gefallen, was auch verständlich ist. Umso mehr, als das Wort »Post« unzählbar ist. Ich kann allen anderen Lesern daher nur folgenden Rat erteilen: Sollten Sie jemals in eine vergleichbare Situation geraten, so nehmen Sie nur eine Flasche an sich und werfen Sie die anderen wieder zurück ins Wasser. Dann bleibt Ihnen ein großes Dilemma erspart!

Welche LZA, Herr PVB?

Stellen Sie sich vor, Sie werden bedroht. Auf der anderen Straßenseite steht ein Polizist. Wie rufen Sie ihn herbei? Mit »Wachtmeister«? Oder »Schutzmann«? Ehe es Ihnen einfällt, sind Sie ausgeraubt worden. Schuld ist weder der Räuber noch der Gendarm, sondern wieder nur der Wandel der Zeit.

Auf dem Weg zur Gepäckausgabe des Hamburger Flughafens fällt mein Blick auf die großflächige Anzeige eines Autoverleihers. Darauf sieht man eine junge Frau, deren Gesicht von ihren Haaren verdeckt wird, und daneben steht zu lesen: »Welche Ampel, Herr Wachtmeister?« Darunter folgt, in etwas kleinerer Schrift, der Hinweis, dass der Autoverleiher wieder Cabrios einer bestimmten Marke im Angebot habe. So weit, so witzig. Ansprechend ist die Werbung zweifellos, selbst wenn von der Frau aufgrund ihrer zersausten Frisur nicht viel zu erkennen ist. Was mir indes noch größere Rätsel als die Haar-verschleierte Augen des Fotomodells aufgab, war das Wort »Wachtmeister«. Denn es wirkte an dieser Stelle seltsam. Der gute alte Herr Wachtmeister und die junge, rasante Cabriofahrerin schienen mir nicht recht zusammenzupassen. Und ich bin sicher, dass es nicht nur mir so ging. Ich sehe es förmlich vor mir, wie sich die Leute in der Werbeagentur den Kopf darüber zerbrochen haben, mit welchen Worten die Frau den Polizisten anreden soll. Jeder hatte das Gefühl, dass der »Herr Wachtmeister« eigentlich längst aus der Mode geraten ist. Und doch fiel niemandem eine bessere Anrede ein. Was daran liegt, dass es keine bessere gibt.

Immer wieder kommt es vor, dass sich Berufsbezeichnungen ändern. Die frühere Sprechstundenhilfe ist heute eine

Arzthelferin, und zur Stewardess sagt man inzwischen Flugbegleiterin. Für den Portier wird die Bezeichnung Front Desk Manager immer beliebter, und die Putzfrau von einst nennt sich heute Raumpflegerin oder Reinigungsfachkraft, wenn nicht gar »Fachfrau für Oberflächen«. Dagegen ist auch gar nichts einzuwenden, das ist der Wandel der Zeit. Dumm ist es nur, wenn eine Berufsbezeichnung veraltet und aus der Mode gerät, der Beruf aber weiterhin besteht und es einfach kein neues Wort dafür gibt. Die Zeiten, da man einen Streifenpolizisten noch mit »Schutzmann« anrufen konnte, sind lange vorbei. Und auch der »Wachtmeister« ist antiquiert. Der sprachliche Umgang mit der Polizei stellt uns Deutsche vor ein Problem.

Unlängst befand ich mich in einer heiklen Situation. Es war während eines Volksfestes an der Hamburger Alster. Da schickte sich eine Gruppe alkoholisierter Jugendlicher zu randalieren an. Um eine Keilerei zu verhindern, suchte ich nach einem Ordnungshüter. Ich hatte Glück, denn nicht weit entfernt patrouillierten zwei Staatsdiener in Uniform. Während ich in ihre Richtung eilte, überlegte ich, wie ich sie ansprechen sollte. »Hallo, die Herren Wachtmeister«? Oder »Guten Abend, meine Herren Polizeibeamte«? Ich hatte sie schon fast eingeholt, da wurde ich gewahr, dass der eine Polizist weiblich war. Das machte die Sache noch komplizierter. Sollte ich etwas sagen wie: »Entschuldigen Sie, Herr und Frau Wachtmeister, es gibt dort drüben ein kleines Problem«? Nein, diese Möglichkeit verwarf ich sogleich.

In meiner Ratlosigkeit tat ich das, was meine Leser – und eigentlich auch ich selbst – am allerwenigsten von mir erwarten würden: Ich wich aufs Englische aus. »Hallo, Officer!«, rief ich. Immerhin, es funktionierte, die Beamten

fühlten sich angesprochen und blieben stehen. Ein einfaches »Hallo« oder »Entschuldigen Sie« hätte es freilich auch getan, aber ist das wirklich eine Lösung?

Das Problem ließ mir keine Ruhe, und nachdem die beiden Beamten für Ordnung gesorgt hatten, stellte ich ihnen die Frage, wie sie eigentlich am liebsten angeredet würden: mit »Wachtmeister«, »Schutzmann« oder »Herr Polizist«? Und wie ist es bei der Frau, sagt man da Frau Wachtmeister oder Frau Wachtmeisterin? Oder Grüß Gott, Frau Polizistin? Die beiden zuckten nur mit den Schultern und erwiderten, es sei ihnen ziemlich egal, solange man sie nicht mit »Bulle« anreden würde.

Die Bezeichnung Wachtmeister für den Streifendienst wurde in der Bundesrepublik Deutschland in den achtziger Jahren abgeschafft. Offiziell werden Polizisten »Polizeivollzugsbeamte« genannt, abgekürzt PVB. Die Amtssprache neigt ja dazu, Wörter erst umständlich aufzublähen, um sie anschließend wieder abzukürzen. So ist eine Ampel im offiziellen Amtsdeutsch auch keine Ampel, sondern ein »Wechsellichtzeichen« oder eine »Lichtzeichenanlage«, kurz LZA. In verkürzter Amtssprache hätte die Frage der Cabriofahrerin also lauten müssen: »Welche LZA, Herr PVB?« Das wäre aber erst recht seltsam gewesen.

Der Räuber Hotzenplotz hat's gut, denn er ist auch heute noch ein Räuber – und nicht etwa eine »Fachkraft für Eigentumsdelikte«. Doch was ist mit Herrn Dimpfmoser? Vorbei die Zeiten, als Kasperl, Seppel und Großmutter noch erleichtert wie aus einem Munde riefen: »Sie schickt der Himmel, Herr Oberwachtmeister!«

Büro zu mieten?

Sie glauben, geben und nehmen könne man nicht verwechseln? Ebenso wenig wie finden und verlieren oder wie suchen und anbieten? Doch wie steht es mit mieten und vermieten und mit kaufen und verkaufen? Eigentlich sind es Gegensätze, und doch auch wieder nicht.

An einem sommerlichen Freitagnachmittag schlendern Henry und ich durch die Innenstadt. Das Antiquariat in der Fußgängerzone hat dichtgemacht. Im Schaufenster hängt ein großes Schild mit der Aufschrift: »Ladenfläche zu vermieten«. »Vermutlich eröffnet hier demnächst ein weiterer Coffeeshop«, sagt Henry. »Wozu braucht der Mensch auch alte Bücher, wenn er einen Grande caffè latte mit Hazelnut-Flavor haben kann?« – »Genau!«, pflichte ich ihm bei, »und es gibt ja auch erst vier Coffeeshops in dieser Straße.«

Zwei Geschäfte weiter scheint ebenfalls ein Inhaberwechsel bevorzustehen. Vor den Fenstern im ersten Stock hängt ein großes Werbetransparent. »Büroräume in dominanter Ecklage zu mieten«, liest Henry vor. »Das ist aber selten, findest du nicht?« Ich erwidere lachend: »Dominante Ecklage – das ist doch genau das Richtige für den ehrgeizigen Chef einer Ich-AG.« – »Ich meine nicht die dominante Ecklage«, erklärt Henry, »sondern das ›zu mieten‹. Beim Antiquariat steht ›zu vermieten‹, und hier heißt es ›zu mieten‹. Gemeint ist zweifellos dasselbe, dabei bedeutet mieten doch genau das Gegenteil von vermieten.« Das stimmt. Was ist denn nun richtig?

Um es mit Shakespeare zu sagen: Zu mieten oder zu vermieten, das ist hier die Frage. Im Englischen heißt es ›Room for rent‹ – also ›Zimmer gegen Miete‹. Oder ›Rum für

Rente«, wie meine Freundin Sibylle immer sagt. Das hilft uns hier nicht weiter. In Deutschland ist es üblich, Wohnungen, Zimmer, Häuser, Büros und Ladenflächen, die zur Vermietung stehen, als »zu vermieten« anzupreisen. Zwischen den vielen, vielen Anzeigen, auf denen das auch so steht, findet man aber immer häufiger auch solche, auf denen es nur »zu mieten« heißt.

Mit den Verkaufsangeboten ist es ähnlich. Die meisten Eigentumswohnungen, die auf dem Immobilienmarkt angeboten werden, stehen zum Verkauf. Einige stehen aber auch zum Kauf. Beim Spaziergang durch bürgerliche Wohngegenden kommt man früher oder später an einem Schild vorbei, das von einem Makler in den Rasen oder in die Blumenrabatte gerammt wurde und einem schon von Weitem verkündet, dass dieses Haus zu verkaufen sei. Gelegentlich kann man sogar zwei Angebote in unmittelbarer Nachbarschaft entdecken, auf dem einen steht »zu kaufen« und auf dem anderen »zu verkaufen«. Beide Schilder bedeuten zwar dasselbe, sagen es aber mit sich scheinbar widersprechenden Worten. Als Deutscher wundert man sich darüber. Für einen Ausländer aber muss es äußerst verwirrend sein.

In Frankreich heißt es »à vendre« (= zu verkaufen), und nicht etwa »à acheter« (= zu kaufen). Im Niederländischen ist es genau umgekehrt. Dort sind Immobilien »te huur« (= zu mieten) oder »te koop« (= zu kaufen). Die Wörter »verhuur« und »verkoop« existieren gleichwohl, sind aber in diesem Zusammenhang unüblich. Die Europäer sind sich offenbar nicht einig. Und aus Brüssel scheint noch keine eindeutige Weisung ergangen zu sein.

»Büros zu mieten« ist ja die verkürzte Form einer längeren Aussage, und vielleicht findet man des Rätsels Lösung, indem man die verkürzte Form vervollständigt: »Ich habe

Büros zu vermieten« könnte es aus Sicht des Maklers oder Eigentümers heißen. Aber die Aussage richtet sich ja an den potenziellen Kunden, und für den wiederum kann es sich auch so lesen: »Hier gibt es für Sie Büros zu mieten«. Zweifellos ist es eine Frage des Standpunkts. Und aus der Sicht der Büros? Um sie geht es hier doch schließlich. Nun, Büros können zwar eine Aussicht haben, aber ihnen ist es egal, ob man sie mietet oder vermietet. Es kommt für sie aufs Gleiche raus.

Wer es gewohnt ist, Wörter auf die Goldwaage zu legen, könnte argumentieren, dass »zu vermieten« streng genommen als Aufruf an Makler interpretiert werden müsse, sich als Vermieter zu betätigen: »Ich habe hier eine leer stehende Büroetage und suche jemanden, der sie für mich vermietet.« Das ist allerdings eher unwahrscheinlich.

Doch bevor wir Hilfe aus Brüssel erwarten oder weiter über innere und äußere Sichtweisen philosophieren, schauen wir uns doch lieber an, wie die Sache üblicherweise gehandhabt wird.

Wer gewerblich Fahrräder verleiht, der betreibt einen Fahrradverleih – und keinen Fahrradleih. (Die juristische Unterscheidung zwischen »leihen« und »mieten« sei dabei mal außen vor gelassen.) Wer einen gebrauchten Kühlschrank abgeben will, der schreibt in seiner Anzeige »Kühlschrank günstig abzugeben« und nicht etwa »Kühlschrank günstig anzunehmen«. Wer den unerwarteten Nachwuchs seiner Hauskatze loswerden will, der inseriert »Junge Kätzchen zu verschenken« und bestimmt nicht »Junge Kätzchen geschenkt zu bekommen«. Üblicherweise also sind Anzeigen dieser Art stets aus der Sicht des Verkäufers formuliert. Als Anbieter formuliert man das Angebot – und nicht die Nachfrage.

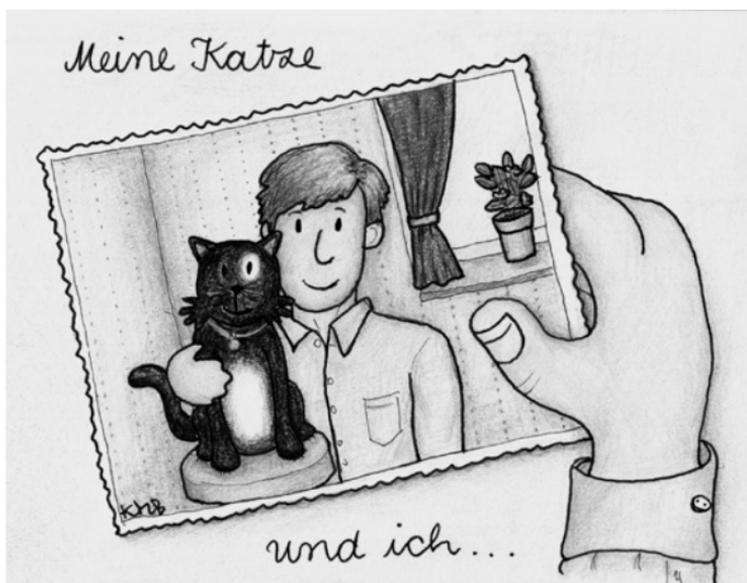
»Büros zu vermieten« ist die im Deutschen übliche Formulierung. Wer »Büros zu mieten« anbietet, begeht zwar keinen grammatischen Fehler, schwimmt jedoch sprachlich gesehen gegen den Strom. Vielleicht ist es ein Streit um des Kaisers Bart. Zu mieten oder zu vermieten – mir soll beides recht sein. Solange ich nicht irgendwo lesen muss: »Bürräume in dominanter Ecklage mietbar«.

Wenn du und er wollt

Es ist nicht immer leicht, ich, du, er, sie und es unter einen Hut zu bekommen. Jedenfalls in sprachlicher Hinsicht. Wie lange kennt du und er euch schon? Haben ihr und ich uns noch etwas zu sagen? Sätze wie diese klingen ungewohnt, wenn nicht gar falsch. Sie sind aber korrekt.

Vor ein paar Tagen fand ich im Briefkasten eine Karte von meiner Freundin Tina. Sie schickte mir sonnige Grüße, verbunden mit einer Einladung ins Kino. Henry solle auch mitkommen. »Wir können uns ›Sex and the City‹ ansehen«, schrieb sie, »wenn Henry und du Lust hast«. Das Wort »hast« war durchgestrichen und durch »haben« ersetzt. Und hinter »haben« hatte Tina ein Sternchen gemacht, das auf eine klein geschriebene Fußnote am Rand verwies: »Nicht mal 'ne Einladung zum Kino kann man schreiben, ohne über die Grammatik zu stolpern!« Und dann hatte sie noch einen Smiley dazu gemalt und geschrieben: »Wehe, du machst daraus eine Kolumne!« Nun, dachte ich, wenn ich so charmant dazu aufgefordert werde – schreibe ich also was darüber.

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass der Satz auf Tinas Karte auch durch die Korrektur nicht richtig wurde. Das Konjugieren von Verben bei mehrteiligem Subjekt bereitet immer wieder Probleme, obwohl es hierzu eindeutige Regeln gibt: Ich und er ergibt »wir«; du und er ergibt »ihr«. »Wenn Henry und du Lust habt« wäre nach dieser Regel also die richtige Form. Es lässt sich aber nicht bestreiten, dass dies ein bisschen seltsam klingt. Im alltäglichen Sprachgebrauch wird es eher vermieden, Sätze mit einem Subjekt zu bilden, das aus einer Aufzählung aus mehreren



Personen besteht. Seltsam wird es jedenfalls immer dann, wenn dabei erste, zweite und dritte Person zusammentreffen und womöglich die eine Person im Singular und die andere im Plural steht. Eine Konstruktion nach dem Muster »Du und meine Eltern seid ein tolles Team« ist korrekt, aber eher ungewohnt. Meistens hilft man sich mit einer Zäsur: »Du und meine Eltern, ihr seid ein tolles Team.«

Ich mag ja nicht nur »Sex and the City«, sondern auch die »Simpsons«. Im Zeitschriftenladen am Bahnhof kaufe ich mir gelegentlich ein »Simpsons«-Comicheft als Reiselektüre. Aus dem Heft mit der Nummer 138 stieg eine Sprechblase auf, die unter grammatischen Gesichtspunkten bald zerplatzen musste. In der Geschichte hatte Herr van Houten seinen unsportlichen Sohn Milhouse zu einem Angelausflug überredet und Homer und Bart Simpson zur

moralischen Unterstützung mitgenommen. Dankbar sagte er zu Homer: »Dass du und Bart hier sind, macht alles leichter.« Nur das Konjugieren nicht. Denn richtig hätte es heißen müssen: »Dass du und Bart hier seid.« Insofern stellen die Simpsons hier abermals unter Beweis, dass ihre Gegenwart selten etwas leichter macht. Sonst wären sie auch nicht so unterhaltsam.

Passend zu diesem Thema wandte sich ein Leser mit der Frage an mich, ob der Satz »Hier ist ein Foto, auf dem du und deine Katze gemeinsam zu sehen sind« richtig sei – oder ob es nicht »zu sehen seid« heißen müsse. Tatsächlich ist Letzteres die richtige Variante. Du und deine Katze *seid* gemeinsam auf dem Foto zu sehen. Die zweite Person dominiert die dritte Person. Und die erste dominiert die zweite und die dritte. Aus »du bist« und »er ist« wird »du und er seid«, und wenn noch ein »ich« ins Spiel kommt, wird daraus »du und er und ich sind«. Dabei spielt es keine Rolle, in welcher Reihenfolge die Personen genannt werden.

Diese Regel betrifft auch das Reflexivpronomen. Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte, lautet eine bekannte Redensart. Aber wenn einer von beiden du bist, dann heißt es nicht etwa »Wenn du und er sich streiten«, sondern »Wenn du und er euch streitet«. So heißt es auch nicht »Du und deine Brüder können sich freuen«, sondern »Du und deine Brüder könnt euch freuen«.

Als Henry und ich uns mit Tina treffen, beschließen wir aufgrund des schönen Wetters, vor dem Kinobesuch noch ein Eis essen zu gehen. Tina will aber nicht in der Sonne sitzen. Henry und ich wollen schon. »Dann müssen wir eben einen Tisch finden, bei dem ihr in der Sonne und ich im Schatten sitzen kann«, sagt Tina – und hält inne: »Nein,

können – oder könnt?» Henry grinst. Ich setze eine Unschuldsmiene auf. Tina verdreht die Augen: »Das macht mich ganz irre! Ich verabrede mich nie wieder mit euch beiden gleichzeitig!«

1. Person + 2. Person (Singular und Plural)	wird zu	1. Person Plural
ich und du/du und ich ... ich und ihr/ihr und ich ... wir und du/du und wir .../ wir und ihr/ihr und wir ...	(= wir)	... sind uns einig ... haben uns geeinigt ... werden uns einigen
1. Person + 3. Person (Singular und Plural)	wird zu	1. Person Plural
ich und er/er und ich ... ich und sie/sie und ich ... wir und er/wir und sie ...	(= wir)	... sind uns einig ... haben uns geeinigt ... werden uns einigen
2. Person + 3. Person (Singular und Plural)	wird zu	2. Person Plural
du und er/er und du ... du und sie/sie und du ... ihr und er/er und ihr .../ ihr und sie/sie und ihr ...	(= ihr)	... seid euch einig ... habt euch geeinigt ... werdet euch einigen

Was meint eigentlich Halloween?

Groß ist das Gejammer über Anglizismen. Wörter wie »Sale«, »Flatrate« und »Coffee to go« sind kaum noch aus unserer Sprache wegzudenken. Es gibt aber noch ganz andere Anglizismen, solche, die man nicht auf den ersten Blick erkennt. Frühe Vögel zum Beispiel. Oder Dinge, die eine Meinung haben. Kürbisse mit Fratzen. Und Rehe mit Hirschgeweih.

Anglizismen sind längst nicht nur Wörter, die eins zu eins aus dem Englischen übernommen wurden. Es sind darüber hinaus sprachliche Muster, deren englische Herkunft auf den ersten Blick gar nicht zu erkennen ist. Eine Redewendung wie »Der frühe Vogel fängt den Wurm« zum Beispiel ist ein Anglizismus. Sie entstand durch Übersetzung aus dem Englischen (»The early bird catches the worm«) und kommt nun als scheinbar deutsche Weisheit daher. Die deutsche Entsprechung lautet nämlich ganz anders: »Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.« Da heute aber kaum noch jemand sein Getreide zur Mühle bringt und da überhaupt nur noch die wenigsten den Unterschied zwischen »mahlen« und »malen« kennen, gerät die deutsche Redewendung langsam in Vergessenheit. Unter Vögeln und Würmern kann sich selbst der naturentwöhnte Stadtmensch noch etwas vorstellen.

Auch die immer häufiger zu hörende Phrase »das meint« ist ein Anglizismus. Zitat aus einer Veröffentlichung des Goethe-Instituts: »Die Fort- und Weiterbildung der Älteren, und das meint bereits die über Vierzigjährigen, wird sehr stark vernachlässigt.« Vorbild für diese Konstruktion ist das englische Idiom »that means«, und das bedeutet »das bedeutet«. Worte, Zeichen und Ereignisse haben keine Meinung, sondern eine Bedeutung. Wer »that means« mit

»das meint« übersetzt, ist sich des Bedeutungsunterschiedes zwischen »Bedeutung« (engl. »meaning«) und »Meinung« (engl. »opinion«) offenbar nicht bewusst. »Kinderarmut, das meint laut Deutschem Kinderschutzbund ein Leben auf Sozialhilfe-Niveau«, meinte die »Westdeutsche Allgemeine Zeitung« (WAZ) in einem Artikel, der sogar noch mit »Armut meint ...« überschrieben war. Dass Armut zwar Ursachen und Auswirkungen, aber keine Meinung haben kann, weil sie kein denkendes Wesen ist, ist offenbar niemandem in den Sinn gekommen. Den WAZ-Redakteuren erschien die Phrase offenbar sinnvoll, wenn sie in ihren Augen nicht gar »Sinn machte«.

In Wirtschaft und Politik wird immer seltener der Blick in die Zukunft gewagt. Die meisten Voraussagen reichen nur noch bis zum »Ende des Tages«. So warf der Vorstandsvorsitzende eines Reifenherstellers der Gewerkschaft vor, sie würde ihn zum Buhmann machen, »um sich am Ende des Tages von der Globalisierung abzukapseln«. Auch Edmund Stoiber fürchtet das Ende des Tages: »Wenn wir dieses Wahlergebnis nicht sorgfältigst analysieren«, sprach er nach der Bundestagswahl 2005 vor Parteimitgliedern, »dann besteht die große Gefahr, dass sich die Union, ihre Anhänger, ihre Wähler, ihre aktiven Mitglieder vor Ort und am Ende des Tages ganz Deutschland daran gewöhnt, dass wir immer Wahlergebnisse irgendwo in den Dreißigern bekommen.« Die englische Metapher »at the end of the day« bedeutet »letzten Endes«, »schließlich«, »am Ende« oder »unterm Strich«. Für die meisten Deutschen ist das »Ende des Tages« aber keine rhetorische Figur, sondern nichts anderes als der Abend. Die Verwendung im Sinne von »schließlich« ist ein Anglizismus. Die meisten heutigen Anglizismen sind in Wahrheit natürlich Amerikanismen, da wir sie nicht aus dem britischen, sondern aus dem

amerikanischen Englisch übernommen haben. Und nicht nur Sprachwissenschaftler registrieren Amerikanismen. Auch Landwirte, Förster und Biologielehrer müssen sich mit ihnen auseinandersetzen.

Einer der bekanntesten Amerikanismen ist Walt Disneys Bambi. Wir Deutschsprachigen halten Bambi alle für ein Reh, was es in der Romanvorlage des Österreicherers Felix Salten auch ist.* Doch als Walt Disney in den dreißiger Jahren die Rechte an dem Stoff erwarb, um daraus einen Zeichentrickfilm zu machen, verwandelte er Bambi kurzerhand in einen Hirsch. Denn in Amerika gibt es keine Rehe. Stattdessen gibt es dort Weißwedelhirsche, benannt nach ihrem weißen Schwanz (= Wedel). Die amerikanischen Kinder sollten ein Tier sehen, das sie kannten, also wurde das Zeichentrick-Bambi, das 1942 auf der Leinwand erschien, nicht von einer Rehricke, sondern von einer Hirschkuh aufgezogen, und am Ende wächst ihm ein prächtiges Hirschgeweih.

In der deutschen Synchronfassung aus dem Jahre 1950 wurde das Wort »deer« (engl. für Hirsch) wieder mit »Reh« übersetzt. Die Verwechslung wurde durch die Tatsache begünstigt, dass Rehkitze und Weißwedelhirschkälber einander sehr ähnlich sind. Die jungen Kinobesucher schlussfolgerten: Wenn Bambis Mutter ein Reh ist, sein Vater ein Hirschgeweih trägt, dann musste also das Reh das weibliche Pendant zum Hirsch sein. Mehrere Generationen von Schulkindern wuchsen in dem Glauben auf, dass Reh und Hirsch zusammengehören so wie Kater und Katze, Eber und Sau, Erpel und Ente, Siegfried und Roy.

* Felix Salten: Bambi. Eine Lebensgeschichte aus dem Walde. Berlin, Ullstein, 1923.